II.

Das Geschlecht des Dichters Goethe.

Ein eitles Unternehmen ist es, die Geschichte eines Geschlechts noch über die Zeit hinaus zu verfolgen, wovon sichere Spuren sich finden. Wenn selbst der gleiche Name nicht ohne weiteres den Beweis desselben Geschlechts liefert, so ist es noch viel gewagter, ähnliche Namen in solcher Weise zu verwenden. Inbezug auf das Geschlecht des großen Frankfurter Dichters ist dies von Dr. G. H. O. Volger genannt Senckenberg geschehen, der sich unvergängliche Verdienste um das Goethehaus und das in ihr seßhafte „Freie Deutsche Hochstift" erworben hat, dessen umsichtiger, gewissenhafter und rastlos thätiger Obmann er viele Jahre gewesen. Schon im Januar 1874 sprach er sich darüber in der Jahresversammlung des „Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt am Main" aus; nach dem dort gehaltenen Vortrag erfolgte gleich darauf am 24. sein Rundschreiben: „Die Genealogie als Naturwissenschaft." Er ging hier von dem Grundsatze aus, daß „die Abkömmlinge eines Stammbaums losgetrennte Sprossen eines leiblichen Wesens sind, welches von Abstammungsfolge zu Abstammungsfolge durch alle Jahrhunderte fortwächst", wobei aber „die väterliche Abstammung durchaus die maßgebende ist, der mütterliche Teil sich gleich wie der Boden verhält, dessen Gunst oder Ungunst auf die Entwicklungsart des väterlichen Keims we-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sentlich einwirkt". Um einen ersten ernsthaften Schritt zu einer auf diesen Glaubenssatz gegründeten wissenschaftlichen Genealogie zu thun, hatte er über Goethes Abstammung und Verwandtschaft schon seit längerer Zeit geschichtliche Forschungen angestellt, und so aus Kirchenbüchern, Archiven und Bibliotheken wie von Nachkommen des ganzen Götzischen Stammes sich einen reichen Schatz urkundlicher Mitteilungen verschafft, da er die Goethe nur für einen Zweig der Götze hielt. Freilich sei es gar wohl möglich, daß verschiedene Stämme den Rufnamen Gotz oder Götz angenommen, aber bei weiterer Untersuchung habe sich in überraschender Weise der gemeinsame Ursprung als sicher oder wenigstens die wahrscheinliche Hinweisung auf diesen ergeben, und nur solche Fälle seien von ihm berücksichtigt. Auf diese Untersuchung gestützt, behauptete er: Goethes Name habe nicht der fränkischen Nation, sondern der terra Salica angehört, er sei derselbe, welcher in ganz Deutschland und allen von Deutschen besiedelten Ländern in zahlreichen Zweigen als Gotz, Götz, Götze verbreitet sei, auch in manchen anderen mehr oder minder abweichenden, selbst latinisierten oder gräcisierten Formen. Ihr Ausgangspunkt sei der Gau Götzfeld, von wo schon im dreizehnten Jahrhundert ein Zweig in die Marken und in das Land Lüneburg gekommen. Nach der Glaubensänderung verließen viele protestantische Götze das Bistum Würzburg und wandten sich nach verschiedenen Orten, auch nach Nürnberg und dem Württembergischen, dann weiter nach dem Elsaß und der Schweiz. Den besonderen Zweig der Götes habe der hundertundvierzehn Jahre lebende, 1563 verstorbene Philipp Götze im Dörfchen Heustreu bei Neustadt an der Saale gegründet. Seine Söhne blieben zum Teil katholisch; drei, die der neuen Lehre folgten, wanderten nach dem Harze, ließen sich in Ellrich und Ilefeld nieder, von wo sich das Geschlecht weithin verbreitete. Von ihnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stammt auch Lessings Hauptpastor in Hamburg. Die Söhne des Ellricher Michael Götz romanisierten sich unter dem Namen Gothus. Ein Nicolaus Gothus (1548—1619), Superintendent in Goslar, war auch, wie so viele Geistliche, Dichter, von seinen Söhnen zwei sogar, was freilich wenig besagen will, gekrönte Dichter, zwei andere Maler und Musiker. Doch ihre Kinder wurden Handwerker und Bauern. Zu diesen wird auch der Hans Christian Göthe in Artern gezählt, aber ohne den Nachweis, daß die Enkel jenes Superintendenten sich wieder den deutschen Namen Göthe gegeben. Hätten die Voreltern sich wirklich Götz genannt, wie sollten sie dazu gekommen sein, Gothus in Göthe zu verdeutschen, da für den Volksmund an sich schon Götz am nächsten lag. Volger läßt sie aus Gothus zuerst Gothe machen und schiebt dann die Ablautung dem Volksmunde zu. Aber das lateinische us des Namens schleift der Volksmund in es ab oder läßt es weg; ein schließendes atius wird zu az oder as; eigentümlich sind Claus aus Nikolaus, Faud aus Servatius.

Und dieser von Volger mit so vieler Mühe gewonnene unendlich ausgedehnte Götzestamm, worin zeigt sich seine kennzeichnende Eigenheit, so zu sagen sein persönlicher Charakter, die in ihm lebende Wesenheit, die Volger fordert? Wenn in solcher zahllosen Schar bei mehreren übereinstimmende Züge sich zeigen, so wäre nicht das, sondern das Gegenteil zu verwundern, da gleiche Eigenschaften natürlich ganz verschiedenen Stämmen angehören, wie umgekehrt Geschwister häufig genug das entgegengesetzteste leibliche und geistige Wesen haben. Und wer beweist uns, daß in allen derselbe Götzekeim sich erhalten, nicht geschwächt oder entartet worden, da wir ja nur von wenigen Angehörigen genauere Kunde besitzen? Zeigt nicht schon der uns klarer vorliegende Textorstamm vielfache Verschiedenheit in Grundzügen? Der Götzestamm soll sich als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch und durch leiblich und geistig grundtüchtig erweisen, stets emporstreben, sowohl leiblich als gesellschaftlich [auch als Schäfer und Schweinehirt?]. Jedoch mit diesem Emporkommen ist stets geschmälerte Fortpflanzung, baldiges Erlöschen oder spärliche Nachkommenschaft [das sind ja zum Teil sehr verschiedene Dinge!] verbunden. So wie aber die Zweige zu den bürgerlichen, gelehrten, handwerklichen, bäuerlichen Ständen wie zum Hirtenstande zurückkehren, so tritt reicher Kindersegen und neue Erfrischung ein. Dieses Facit nach so vielen Mühen scheint uns doch eine gar bedenkliche Probe auf die Richtigkeit des Grundsatzes, den es beweisen soll; zur Begründung eines entschiedenen Charakters des so weit verbreiteten Götzestammes bietet es keine Stütze.

Und wie steht es mit der behaupteten Gleichung: „Gotz, Götz, Götze = Göte?" Freilich hatte schon Kriegk bemerkt, der Name Goethe sei mit Gottfried und Götz nahe verwandt, doch den Beweis dafür gar nicht versucht. Der Anklang beweist noch nicht Verwandtschaft; haben doch dieselben Wortformen einer Sprache zuweilen einen durchaus verschiedenen Ursprung. Götz ist eine der häufigen Zusammenziehungen mehrsilbiger Namen zu einsilbigen Formen mit Ersatz des letzten Teiles durch einen Zischlaut. Es vertritt den vollen Namen Gottfried. So wird aus Dietrich Diez, aus Heinrich Hinz, aus Konrad Kunz [neben dem zusammengezogenen Kurd], aus Ludwig Lutz, aus Mathäus Matz, aus Philipp Lips (auch Fips) aus Wilhelm Wilms. Göte ist eine Ableitung vom Namen Gottes, vom mittelalterlichen got, woneben god steht. Wenn im Gotischen das entsprechende godi den Priester bezeichnet, so kann dies nicht zur Deutung unseres Namens verwandt werden, da dieser, wie alle Familiennamen, nicht vor dem zwölften Jahrhundert entstanden ist und er in der damaligen Bedeutung gemeint war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu dieser Zeit hieß göte, götte Taufpate, der Vater des Kindes vor Gott, kirchlich als pater spiritualis bezeichnet. Später nannte man die Taufpatin Goete, während man von dem lateinischen pater die Bezeichnung des Taufpaten hernahm. Noch im siebzehnten Jahrhundert wurde in Frankfurt der Taufpate Petter (Pätter) genannt (wie man Vatter sprach), die Taufpatin Göt, Göth; in Köln lauteten die Formen Patt und Gott. Mundartliche Abweichungen von Göte sind Götte, Göde, Gedde, Gette, Jette, u. a., auch Gote. Als der Name des Dichters des Götz zuerst in Berlin bekannt wurde, lautete er Göde, und so schrieb ihn auch ein fürstlicher Fourierschreiber am Weimarer Hofe. Nicht verwandt ist der Name Köthe, der einst zu Jena eine lustige Verwechslung des Dichters mit einem Prediger veranlaßte; er heißt Hüttner und stammt von Kott (Hütte), wovon auch Köther kommt. Wie von den meisten Namen andere abgeleitet wurden, so auch von Götte; man bildete Götting, Göttling, Gödeke und von der nicht umgelauteten Form Gotter, Gottel. Der Name gehörte zu den manchen von der Verwandtschaft hergenommenen, wie Vater, Bruder, Sohn, Schwager, Oheim, Vetter. Wenn der Name sich auch in Schweden findet, so war dort einer oder mehrere aus Deutschland eingewandert. Zu Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trieb in Frankfurt, wo Goethes Großvater Gastwirt war, der später als Baumeister in Berlin berühmt gewordene schwedische Maler Johann Friedrich Cosander v. Goethe, ein Sohn des Generals Nils v. Cosander, den ein Verwandter Namens v. Goethe adoptiert haben soll, sein tolles Wesen; er heiratete eine Tochter des Buchhändlers Merian und richtete durch seine alchymischen Versuche dessen wohlhabendes Haus zugrunde. Im Jahre 1810 hielt sich zu Rom ein schwedischer Maler Goethe auf, wo er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Rauch genauer verkehrte und mit Zacharias Werner kegelte. Der Bericht Rauchs, daß Goethe im Jahre 1810 in Rom von ihm Abschied genommen, hat Kopfbrechen verursacht, da man an den deutschen Dichter dachte. Woher der arme Maler Gothe stammte, der 1710 in Frankfurt vom Armenkasten unterstützt wurde, weiß ich nicht. Die Ableitung des Namens Göte von gut (gud, goed, goid) muß gegen die gegebene zurücktreten, wenn man auch eine Erweiterung des Beiworts goet durch e sich wohl denken könnte, wie solche z. B. bei den Namen Kleine, Lange, Kluge, Krause, Kühne, Schöne u. a. sich findet, und der Gebrauch von gut ähnlich vorkommt, ja sogar bei Heiligen, wie man sagte „der gute St. Severin".

Was die Schreibung betrifft, so herrscht auf dem Gebiete der Eigennamen der Eigensinn des Inhabers, jeder hat das Recht seinen Namen zu schreiben, wie er will. Wirkliche Berechtigung hat das th ebenso wenig als das oe. Aber schon Goethes Großvater schrieb sich so, wie auch der Vater, obgleich Volger behauptet, dieser habe sich stets Göthe geschrieben, die Mutter (sie nennt sich Goethein) und der Dichter selbst immer, schon als Knabe auf einer Schönschrift von 1757. Der aus Paris gekommene Großvater gab dem Namen sogar einen accent aigu, eine auch von anderen Deutschen getriebene Unart, wie Goethes doch sonst so besonnener Straßburger Freund Lerse sich Lersé schrieb. Napoleon nahm das schließende e, wie im Französischen, als stumm und sprach „Ms. Göt". Es ist ein Irrtum, wenn man meint, erst der Dichter habe das oe aufgebracht, ja man hat sogar einen Grund davon entdeckt: er habe die Bedeutung seines Namens in fränkischer Mundart (Gevatter oder Gevatterin) vergessen machen wollen! Jedenfalls wollte er nicht Go-ethe gesprochen sein, obgleich es einen schönen Reim auf Poete bildete. Auffällt es, daß Herder, der so gern alles aufstach,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht in den bekannten Spottversen auf Goethes Namen, wo er nicht entscheiden will, ob er von Göttern, von Goten oder vom Kothe stamme, auch die sonderbare Schreibung mit oe traf. Erst später scherzte er einmal, indem er Go=ete las mit Anspielung auf γόης (Gaukler) und γοητεία.

Lassen wir demnach die Volgerschen Vorahnen des Frankfurter Goethestammes fahren, die Götz und Götze hießen, und sehen zu, wo wir zuerst dem Namen unseres Dichters begegnen, so hat Th. Dieffenbach auf den Doktor der Rechte Thilemann Göthe hingewiesen, der im Jahre 1598 vom Grafen der Burg Friedberg in der Wetterau als Syndikus angestellt wurde. Erhalten hat sich an der Südseite der Kirche zu Butzbach der Grabstein seines am 30. September 1606 verstorbenen zehn und ein halbes Jahr alten Töchterchens Namens Anna Sidonia, aus welchem sich nur ergiebt, daß er und seine Gattin, die er vor mehr als elf Jahren geheiratet, damals schon gestorben waren. Der Syndikus des Burggrafen von Friedberg, wo ein Jahr nach Göthes Wahl zum Syndikus die Protestanten eine Übereinkunft schlossen, wird Protestant gewesen sein. Eigen ist, daß der erste Göthe (so schrieb er sich wohl, wenn auch die lateinische Schrift des Grabsteins oe geben mußte), der uns begegnet, Doktor beider Rechte war, wie schon unseres Dichters Vater und die ersten Vertreter des Textorischen Geschlechts, mit dem dieser sich verband. Nicht unmöglich scheint es, daß dieser Syndikus mit dem Handwerkergeschlecht irgendwie verwandt war, aus dem der große Frankfurter hervorging. Kaum ein volles Menschenalter liegt zwischen dem Syndikus von Friedberg und dem Ahnen der Handwerkerfamilie, aus der nachweisbar die Frankfurter stammt. Die bewegten Zeiten hoben viele, richteten noch viel mehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohlhabende zugrunde. Man kann sich ebenso gut denken, daß der Sohn eines Handwerkers zu dem große Aussichten bietenden Rechtsstudium hingezogen wurde und es mit Unterstützung eines vornehmen Herrn ergriff, als daß eine angesehene Gelehrtenfamilie in Not geriet und zum Handwerkerstande herabsank. Aber jedes bestimmte Anzeichen fehlt, daß der Friedberger und der Thüringische Goethe verwandt gewesen: wir wissen weder, woher der Schmied gekommen, noch welchem deutschen Lande der Friedberger Syndikus entsprossen, aber zu verwundern wäre es nicht, wenn sie Bruderskinder gewesen. Nec scire fas est omnia.

Seit dem Sommer 1888 wissen wir, daß in den Ratsrechnungen der alten thüringischen Stadt Sangerhausen während der letzten zwölf Jahre des Dreißigjährigen Krieges der Bürger und Schmied Joachim Göthe mehrfach genannt wurde. Woher der Hufschmied Hans Christian Göthe gekommen, der beim Hufschmied Dietrich Werthern zu Sondershausen in der Lehre war, 1656 in seinem 23. Jahre in dem Städtchen Artern (Ardern) in der Grafschaft Mansfeld, am Zusammenfluß der Helme und der schiffbaren Unstrut, Meister geworden, wissen wir nicht: es wäre seltsam, wenn er nicht der Sohn des Sangerhäusers gewesen. Woher Volger die Kunde hat, Hans Christian sei über Voigstedt eingewandert, errate ich nicht; ein Sohn von Hans Christian wurde später Schmiedemeister in Voigstedt. Unser Hans Christian heiratete als Meister sofort die Tochter des untersten Lehrers, Sibylla Werner, mit der er dreißig Jahre verbunden blieb. Sie brachte ihm neun Kinder, von denen das älteste Friedrich Georg, getauft am 7. September 1657, der Großvater des Dichters werden sollte. Von den acht übrigen Kindern starben die beiden ersten und das vierte frühe. Von den Söhnen wurde der älteste Schneider, der zweite Schreiner, der dritte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ergriff das Gewerbe seines Vaters, der vierte scheint ohne nähere Bestimmung im Hause geblieben zu sein (das Kirchenbuch erwähnt nur, daß er einmal Gevatter gestanden habe), der fünfte ward Schmied wie sein Großvater. Das jüngste Kind war die Schwester Maria Christina. Ob Friedrich Georg das Handwerk in Artern oder auswärts erlernte, wissen wir nicht. Von ihm steht es fest, daß er sich Goethe schrieb. Frühe trat er seine Wanderschaft an, da es ihn trieb, die Welt kennen zu lernen und durch Geschicklichkeit und Kenntnisse sein Glück zu machen, weil er von Hause bei der großen Zahl der Kinder wenig zu erwarten hatte. Von seiner Wanderschaft wissen wir nur, was er im Dezember 1686 bei seinem Bürgerrechtgesuche in Frankfurt am Main angab. „Nach erlerntem Schneiderhandwerk habe ich in vielen vornehmen Reichs- und anderen Städten, fürnemlich aber auch allhier gearbeitet und nachdem ich mich bei dem Handwerk eingekauft hatte, um mich besser zu perfektioniren, in Frankreich gereiset, und viertthalb Jahre darinnen zugebracht, und nach meiner Wiederkunft [in Frankfurt] den Geschworenen des Handwerks erkläret, daß ich mit Consens und Einwilligung meiner lieben Eltern meinem Vaterland als einem geringen Ort, woselbsten nicht viel zu verdienen, valedicieret und mich entschlossen allhier häuslich niederzulassen, die auch ihres Orts mir beförderlich zu erscheinen sich ganz willig erkläret, bevor ab da ihnen wohl wissend, daß ich mich mit eines ehrlichen Bürgers und Meisters Tochter in christlicher Eheverlöbniß eingelassen." Er hatte also in verschiedenen deutschen Städten gearbeitet, um sich in seinem Handwerk durch Kenntnis des abweichenden Verfahrens zu vervollkommnen und seine Orts- und Menschenkenntnis zu vermehren, dann aber hatte er die große Reichs- und Handelsstadt am Main aufgesucht, diesen Knotenpunkt aller Reisenden von Norden und Süden, wo so viele zu Wohlstand und Ansehen ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

langt waren, wo das Handwerk wirklich goldenen Boden hatte und auch sonst Handel und Wandel so viele Gelegenheit boten, sich Vermögen zu erwerben, was sein Vaterland, wie man die Heimat nannte, am wenigsten versprach. Aber dann mußte man sich auch die nötige Bildung im Handwerk und Leben verschaffen; deshalb zog es ihn nach der großen Stadt an der Seine, die freilich, wenn man sich nicht zu beschränken wisse, den Sitten gefährlich sei. Hier erwarb er sich außer der Vervollkommnung in seinem Handwerk am Quell der Moden ein artiges, feines Betragen, Fertigkeit in der Sprache des galantesten Volkes, Kenntnis einer ungeheuren ihn umringenden Welt und eine kleine Barschaft. Auch die Musik, als deren fertigen Kenner und Freund wir ihn später finden, und die er wohl schon zuhause gepflegt hatte, wird ihn in der Fremde, unter dem fröhlichen Volke weidlich erfreut haben. Und er blieb in Frankreich länger als drei Jahre. Als er endlich zurückkehrte, muß er schon fest entschlossen gewesen sein, in der deutschen Reichsstadt seine dort erlangte vielseitige Ausbildung zu seinem Vorteil zu verwerten und durch Heirat einer Bürgerstochter seiner Innung dem Glücke eine Thüre zu öffnen. Mit den Seinigen war er in Verbindung geblieben, und so hatte er von dem Brandunglück erfahren, das Artern 1683 betroffen und auch sein väterliches Haus beschädigt hatte, aber im folgenden Jahre waren Haus und Schmiedestätte hergestellt. Von den Geschwistern hatte noch keines sich verheiratet. Dem ältesten Sohne, unserm Friedrich Georg, schien es geraten, vor Vollendung des dreißigsten Jahres Meister zu werden und einen Hausstand zu gründen. Seine Erwählte war die Tochter des Schneidermeisters Sebastian Lutz, der eine Frankfurterin geheiratet hatte; Anna Elisabeth Lutz war über neun Jahre jünger als der Bräutigam, am 19. März 1667 geboren. In der Verbindung mit ihr, hoffte Friedrich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sollte die freie Wahl- und Handelsstadt Frankfurt ihm eine neue goldene Aue werden.

Für die Kenntnis der Frankfurter Familienverhältnisse sind außer den Kirchenbüchern besonders die sogenannten Beedebücher des Schatzungsamtes die vorzüglichste Quelle; gerade diese sind für den Frankfurter Goethestamm durch den frühern dortigen Archivar Dr. H. Grotefend in zuverlässigster und ausgiebigster Weise in den „Mitteilungen" VI, 225—237 verwertet worden. Jeder Bürger mußte sich jährlich einschätzen. Die höchste Einschätzung war 15 000 Gulden; was darüber hinausging, war steuerfrei. Der Arterner Hufschmiedssohn hatte die Erlaubnis zur Niederlassung in Frankfurt und zur Verheiratung sich von Hause verschafft, als er, wie bemerkt, sein Bürgerrechtsgesuch an den Rat richtete. Die Eingabe war mit lateinischen Buchstaben unterzeichnet Fridericus Georg Goethe, wobei die lateinische Endung in Fridericus weniger auffällt (so heißt auch die weibliche Form Friderika) als der accent aigu, der auf seinen Aufenthalt in Frankreich etwas vornehm deutete. Am 14. Dezember 1686 wurde er als Schneidermeister zum Bürgerrecht zugelassen. Bei seinem wirklichen Eintritt in das Bürgerrecht schätzte er sich zu 300 Gulden ein, was wohl seine ganze von der Wanderschaft ihm gebliebene Barschaft war. Sein Schwiegervater war eben nicht sehr vermögend. Dieser hatte sich anfänglich zu 1200 Gulden eingeschätzt, von denen 700 eigenes Vermögen, die übrigen von seiner Gattin kamen*). Stieg die Schatzung auch im Jahre 1681 auf 1500, so sank sie doch sieben Jahre später auf 1100, was wohl auf die am 18. April 1687 geschlossene Verheiratung der Tochter zurückzuführen sein dürfte. Schon

*) Nach Grotefends Angabe stammten sie aus einer Erbschaft der Schwiegermutter, einer Witwe Wenzel. Lutz hatte sich 1676 für 910 Gulden das Haus „Zur kleinen Kornblume" in der Weißadlergasse (Nr. 14) gekauft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am 20. März ward der erste Sohn dieser Ehe auf den Namen Bartholomäus getauft, der so wenig wie die spätern Kinder auf Namen der väterlichen oder mütterlichen Familie deutet. In Artern starb am 23. September 1689 die Mutter, aber der Vater heiratete trotz seines hohen Alters bald von neuem, er führte die verwitwete Martha Wittenberg heim, die ihm noch zwei Kinder schenkte. Der Frankfurter Schneidermeister erhielt Mitte März einen zweiten Sohn, Johann Michael, der aber wohl bald blödsinnig wurde; in Friedrichs letztem Willen von 1729 heißt es, er „befinde sich seit vielen Jahren in einem blödsinnigen Stand". Zu Artern starb der Vater am 4. August 1794; er hinterließ aus der zweiten Ehe den am 21. Januar geborenen Hans Adam, von dem wir wissen, daß er im Jahre 1716 einen Geburtsschein verlangte, um auf die Wanderschaft zu gehen; die Mutter hatte sich am 9. November 1701 wieder verheiratet an einen Simon Wölfel aus Voigstedt bei Artern. Von den Brüdern erster Ehe hatte der jüngste, Hans Jakob, als Schmiedemeister in Voigstedt schon 1690 eine Witwe geheiratet; er starb im Jahre nach dem Vater. Der zweite Sohn, Johann Philipp, hatte als Schreinermeister im uralten Allstedt an der Rohne im östlichen Teile der goldenen Aue noch vor dem Tode des Vaters die Tochter des Kantors und Organisten zu Kleinfurra bei Sondershausen, Maria Elisabeth Thalemann, heimgeführt, die ihm schon anfangs Januar 1695 einen Sohn, Johann Adam, schenkte. Erst im Jahre 1698 heiratete der dritte Sohn, Johann Georg, als gräflicher Hufschmied auf Schloß Mansfeld; er schloß am 2. Mai die Ehe mit der gräflichen Waschmagd Katharina Sixen. Von dem vierten Sohne wissen wir nichts weiter. Die einzige Tochter verehelichte sich mit dem Arterner Matthias Döring; ihr Sohn wurde Schreinergeselle. Nach dem Tode des Vaters wird wohl Erbteilung erfolgt sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am glücklichsten gestalteten sich die Verhältnisse des ältesten Sohnes, des Frankfurter Schneidermeisters Friedrich, dem strebsamsten und befähigtsten von allen. Freilich war seine Nachkommenschaft anfangs wenig gesegnet; von dem dritten Sohne, Johann Jakob, der am 9. Dezember 1694 getauft wurde, wissen wir nur, daß er am 6. September 1717 starb, ohne daß wir von einem Gewerbe hören, das er ergriffen hätte, so daß wir fast vermuten müssen, er sei ebenso wenig gesund gewesen wie sein älterer Bruder. Des Vaters Schatzung stieg seit 1694, wo sie zuerst 1200 Gulden betrug, 1695 auf 2000, in den fünf folgenden auf 3600, 4500, 5000, 6200. Diese starke Zunahme des Vermögens dürfte kaum allein auf dem Boden des Handwerks gewonnen sein, auch andere Unternehmungen, deren in Frankfurt so viele zu machen waren, möchten dazu beigetragen haben; galt es ja dem Schneidermeister Goethe sein Vermögen auf jede ehrliche Weise zu vergrößern, wie es damals viele Standesgenossen thaten; und an Mut und richtiger Beurteilung der Verhältnisse, auch an dem nötigen Glück fehlte es ihm nicht. Sein artiges Benehmen gewann ihm vieler Neigung, und auch durch seine musikalische Fertigkeit machte er sich beliebt.

Äußerst merkwürdig ist es, daß der Schneidermeister von dem allgemeinen Gebrauch, die Paten der Kinder aus dem Kreise seiner Verwandten zu wählen, offenbar absichtlich abwich: er dachte dadurch Bekannte näher an sich zu schließen, während Verwandte ihm schon durch die Natur angehörten, wie Horaz sagt, die Natur sie uns ohne unsere Mühe giebt. So wählte er denn nur tüchtige Frankfurter Bürger, Handelsleute und Handwerker; bei seinen acht Kindern finden wir dreimal Handelsleute (Bartholomäus Backhausen, Hermann Jakob Firnhaber, Johann Nicolaus Glüer), einen Leinwandhändler, der früher Schuhmacher gewesen (Johann Christoph Lortz bei seinem

Sohne Johann Friedrich), einmal einen Schneider (Johann Jakob Grah), einmal einen Sattler (Johann Kaspar Müller, bei seinem geliebtesten Sohne), einmal einen Buchhalter (Johannes Kley bei seinem Sohne Johann Michael), und nur einmal wählte er aus Liebe zu seiner zweiten Gattin deren Schwester Anna Sibylla, Witwe des Bierbrauers Andreas Pettmann. Alle diese Angaben, aus denen sich auch der Pate von Goethes Vater ergiebt, verdanke ich der stets bereiten Güte von Heinrich Pallmann.

Nach längerer Zeit erfreute ihn seine Frau am 14. Mai 1697 mit einem vierten Sohne, Hermann Jakob, der zu seiner Freude gedieh; ihm folgte am 7. Juli (nicht Februar) 1700 Johann Nicolaus. Aber vier Wochen später verlor er seine Gattin. Auch dieser Riß konnte seine rastlose Thätigkeit nicht stören, die aus dem glücklichen Erfolge neue Kraft schöpfte. Als sein Schwiegervater am 29. November 1701 verschied, war sein Vermögen noch gestiegen, da seine Schatzung für dieses Jahr sich auf 7000 Gulden belief. Die Schwiegermutter scheint schon bei dem Tode des Gatten im Armen- und Waisenhause verpflegt worden zu sein. Über ihr Vermögen fand sich Goethe mit den mehreren Geschwistern seiner Frau ab; die Erben zahlten auch die mehrjährigen Schatzungsrückstände. Der Anteil, den Goethe von dem väterlichen Vermögen des Schwiegervaters erhielt, kann nicht bedeutend gewesen sein; dennoch stieg seine Schatzung vor dem im September 1704 erfolgten Tode seiner Schwiegermutter auf 11 500 Gulden, ja wenige Monate später gab er die höchste Schatzung an, da sie gesetzmäßig über 15 000 Gulden nicht hinausging. Daß er sich überschätzt habe, um als reicher zu gelten, wie er war, ist kaum anzunehmen. So befand sich der Schneidermeister Goethe nach sechzehn Jahren in einem verhältnismäßig bedeutenden Wohlstand, den er sicher eigener Thätigkeit, Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schicklichkeit und Maßhaltung verdankte, zum ehrenvollsten Zeugnisse seines Wirkens, von dem uns freilich keine sonstige Zeugnisse vorliegen. Selbst der sonst allen Schmutz gern berichtende Senckenberg weiß keinen Stein auf ihn zu werfen, wenn er ihn auch als „hochmütigen Kerl" bezeichnete, er selbst hatte ihn kaum gekannt, wollte aber von seinem Hochmute gehört haben. Mit seiner auswärtigen Familie scheint er wenig in Verbindung gestanden zu haben, am meisten mit Johann Philipp in Allstedt und seiner Schwester in Artern. Seine Frau wurde 1699 Patin einer von Philipps Töchtern; für diese und deren jüngere Schwester legte er schon 1705 25 Dukaten zurück, von denen die ältere zwei Drittel erhalten sollte, und in seinem letzten Willen schenkte er dem Sohne der Schwester zwanzig Reichsthaler als Aussteuer.

Doch der schmucke, gewandte und wohlhabende Schneidermeister fühlte sich berufen, noch höher zu steigen; er sah sich, nachdem er vier Jahre im Witwerstande verlebt, nach einer ihm gefallenden, nicht unvermögenden Frau um, wenn nicht vielmehr ein Zufall seine Wahl bestimmte. Am 16. September 1704 starb der Gastwirt zum Weidenhof auf der Zeil (der Gasthof ist eingegangen), mit dem der Schneidermeister Goethe verkehrt haben wird. Die frische, rüstige, kinderlose Witwe war eben sechsunddreißig Jahre alt, elf Jahre jünger als Goethe. Die zweiundzwanzigjährige Tochter des Schneidermeisters Georg Walther, Cornelia, hatte am 11. Juni 1688 den des Schreibens unkundigen Witwer Johannes Schelhorn, Gastwirt zum Weidenhof, geheiratet, der aus niederem Stande (er war Stallknecht gewesen) nach seiner Verbindung mit einer Bürgerstochter, die ihm 600 Gulden zubrachte, durch Fleiß und Sparsamkeit sich heraufgearbeitet habe. Seine Schatzung betrug damals 6000 Gulden, zu denen 700 Heiratsgut kamen. Das Geschäft hob sich, die Schatzung stieg auf 8000 Gulden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die zweite Ehe blieb, wie die erste, kinderlos. In seinem letzten Willen setzte Schelhorn seine Gattin zur Erbin ein, nur 1700 Gulden vermachte er zugunsten von Verwandten. Da die Witwe außerdem ein Drittel des Vermögens ihres Vaters erhielt, der die höchste Schatzung zahlte (er war zwei Monate vorher gestorben), so durfte sie als eine gute Erbin gelten, durch die das Vermögen des Schneidermeisters erfreulich erhöht wurde. Sie ging um so lieber auf die Bewerbung des artigen Mannes ein, als dieser, der sein Handwerk aufzugeben sich entschieden hatte, ihr Geschäft bei so gestiegenen Mitteln bedeutend heben werde. In Rücksicht auf dieses sollte die Heirat möglichst beschleunigt werden; vielleicht verursachte der Tod des jüngsten Sohnes (Johann Nicolaus Goethe starb am 1. April 1705) noch eine kurze Verzögerung. Die am 1. Mai geschlossene Ehe entsprach den beiderseitigen Hoffnungen.

Das erste Kind, die am 24. Juni geborene Sibylla starb schon im nächsten Monate, aber die beiden am 22. September 1708 und am 29. Juli 1710 geborenen Söhne Johann Friedrich und Johann Kaspar wuchsen zur Freude der Eltern auf; ganz besonders begabt schien der jüngere. Im Jahre 1709 war die Schwiegermutter Walther gestorben, wodurch auch ein Teil des Vermögens, von dem diese den Nießbrauch gehabt hatte, der Tochter zufiel. Von den Kindern erster Ehe kamen in das neue Haus der blödsinnige Johann Michael, der, wie es scheint, zu keinem Gewerbe taugliche Johann Jakob und der achtjährige Hermann Jakob, der wohl schon frühe zum Zinngießer sich bestimmt hatte. Ein wahrer Haussegen wurde dem artigen, gefälligen und unterhaltenden Wirte die treffliche, stets sorgsame und liebevolle Gattin. Senckenberg, der sie freilich erst nach ihrem fünfzigsten Jahre kennen lernte, Arzt der Siebzigjährigen war, schildert sie als sanfte, gelassene, einfache, immer arbeitsame Frau, von etwas langsamer Natur, sparsam,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber wohlthätig. Ihren Gatten hat er kaum gesehen, während sein älterer Bruder im Hause freundlich verkehrte; er gedenkt der Äußerung eines andern, dieser sei ein sonst artiger, aber hochmütiger Kerl gewesen; habe die Musik wohl verstanden, sei aber über seinen Hochmut von Sinnen gekommen. Aus dieser von Senckenberg wohl noch vergröberten Schilderung (sein älterer Bruder würde ihn wohl anders berichtet haben) hören wir heraus, daß Goethe ein selbstbewußter, durch das, was er war und errungen hatte, gehobener Mann war, der sich zutraute noch weiter zu kommen. Redlich war er für sich und die Seinigen bemüht, aber er genoß auch das Leben, indem er seinen ihn erfreuenden Neigungen sich gern hingab, ohne sie zur Leidenschaft zu steigern. Das mögen wohl manche dem ehemaligen Schneidermeister neidisch verdacht haben, aber er ließ sich dadurch nicht irren, sondern verachtete solche Kleinherzigkeit, sah mit gerechtem Stolze auf solche Jämmerlichkeit herab. Besonders erfreute ihn die Musik, und er muß große Fertigkeit, wohl auf mehreren Instrumenten, nicht bloß auf der Laute, erlangt haben. Die vielen durchreisenden Virtuosen gaben ihm Gelegenheit, die höchste Vollendung der Kunst zu bewundern. Er selbst scheint sich ein Wappen gemacht zu haben, worauf drei Leiern sich befanden. Sein Sohn hat aller Wahrscheinlichkeit nach dieses väterliche Wappen mit dem des mütterlichen Geschlechts Textor verbunden; denn unter dem oberen Teile des Textorischen Wappens findet sich ein von oben rechts nach unten schräg gehender Balken mit drei übereinander nach oben liegenden Leiern. Daß auf diesem von Goethes Vater zusammengesetzten, über der Thüre seines umgebauten Hauses im Jahre 1755 angebrachten, auch als Petschaft gebrauchten Wappens die Leiern aus Mißverständnis statt der ursprünglichen Steigbügel oder Hufeisen, als Zeichen des vom Großvater getriebenen Hufschmiedhandwerks, hervorgegangen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seien, ist eine in jeder Beziehung unhaltbare Vermutung. Wie hätte der frühere Schneidermeister dazu kommen sollen, gleich Erzbischof Willigis von Trier, auf das Handwerk seines Vaters durch die Hufeisen, um von den Steigbügeln gar nicht zu sprechen, hinzudeuten, da er selbst dasselbe aufgegeben hatte, wie hätte der Rat Goethe gar nicht wissen sollen, was seines Vaters Wappen bedeute und wie albern wäre er gewesen, wenn er die nach oben gerichteten Leiern mit einem nach unten offenen Hufeisen verwechselt hätte! Noch viel weniger ist es denkbar, daß der Vater selbst dieses Wappenzeichen erfunden und das Hufeisen so verzeichnet habe. Nur ein so begeisterter Freund der Musik, wie Friedrich Goethe, konnte auf den Gedanken kommen, in sein Wappen Leiern aufzunehmen, der Rat Goethe nur ein überkommenes Wappen, nicht ein selbsterfundenes mit dem alten Textorischen verbinden. Die Liebe zur Musik hatte der Rat Goethe wohl von seinem Vater, der ihn selbst darin unterrichtet haben dürfte. Aus einer gelegentlichen Äußerung Goethes wissen wir, sein Vater habe noch später gern auf der Laute gespielt. Daß er kein anderes Instrument in der Jugend geübt, folgt daraus nicht. Als einen besonderen Freund des Violinspiels erweist ihn die große Freude, die ihm noch 1777 die Kunstfertigkeit des Weimarischen Kammermusikers Kranz machte. Den durchreisenden Virtuosen auf der Gambe, K. Friedrich Abel, nahm er gastfreundlich in seinem Hause auf. Seine Gattin mußte fleißig Klavier spielen und singen, auch die Kinder spielten und sangen. Unter den Gegenständen, die der Vater anfangs Mai 1758 im neuen Hause verkaufen ließ, waren auch eine Violine und eine Flute traversière von Ebenholz, die vielleicht aus dem Nachlasse von Friedrich Goethe stammten, und wir dürfen wohl annehmen, daß er dieser Instrumente nur deshalb sich entledigen wollte, weil er ihrer zu viele besaß. Daß er mit einer Flöte den Kin-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dern zum Tanze aufspielte, hören wir gelegentlich. Welche Instrumente Friedrich Goethe spielte, wissen wir nicht. Wenn der Sohn, wie wir gleichfalls nebenbei einmal vernehmen, mehrere Virtuosen gastlich beherbergte, so möchte er auch hierin seinem Vater gefolgt sein. Bedenklich könnte es scheinen, daß dieser einen solchen Widerwillen gegen die Gasthöfe hatte, aber Friedrich besaß auch wohl keinen eigentlichen Gasthof zum Logieren, sondern nur eine Schenke, eine Wirtschaft. Übrigens möchte der Vater seinen starken Widerwillen gegen Gasthöfe erst auf seiner großen Reise, besonders in Italien, gefaßt und dieser sich besonders festgesetzt haben, seit er in seinem neuen Hause sich so bequem eingerichtet hatte; ganz vermeiden konnte er sie auch später nicht. Was Goethe bei Gelegenheit seines vorgeblichen Logierens bei dem Dresdener Schuster über des Vaters Widerwillen gegen Gasthöfe sagt, mag doch etwas übertrieben sein, wenn er auch vor ihnen gewarnt haben wird. Auch das „einige Schießgewehre" und die drei „großen Hausuhren", die im Mai 1758 versteigert wurden, hatte die Mutter wohl aus dem Weidenhof noch behalten. Eine sichere Spur, daß Friedrich Goethe auch Gemälde besessen, haben wir nicht, aber es ist eben nicht wahrscheinlich, daß die im alten Hause auf dem Hirschgraben zerstreut hängenden Gemälde alle erst vom Sohne angeschafft worden seien, vielmehr dürfte der Rat Goethe die Liebe zu Gemälden vom Vater ererbt haben. Wie es sich mit dem Miniaturbild eines schönen Herrn in Uniform mit Stern und Orden verhalte, das der junge Wolfgang im Zimmer der Großmutter gesehen haben will, ist schwer zu entscheiden; es erinnert an das Pastellbild eines schönen Mannes, das hinter dem Bette der Schauspielerin Derosne hing, und möchte, wie dieses, rein erfunden sein: war es wirklich vorhanden, so könnte es das Bild eines vornehmen Herrn gewesen sein, dessen Gewogenheit sich der Gastwirt durch sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewandtes Wesen, vielleicht auch durch seine musikalische Fertigkeit erworben hatte, so daß dieser häufig das Haus besuchte. Freilich findet sich sonst keine Spur einer Verbindung mit vornehmen Herren, vielmehr hielt er sich, so viel wir wissen, immer in seinem Stande, verkehrte mit Handelsleuten und tüchtigen Handwerksmeistern.

Über all den Liebhabereien wurde das Geschäft nicht vernachlässigt. Besonders eifrig wird Friedrich den Weinhandel betrieben haben. Noch im Jahre 1788 hatte Goethes Mutter Weine von 1706 und 1719; Goethe selbst erwähnt auch solche von 1726. Friedrich wird denselben schwunghafter als Schelhorn fortgesetzt haben. Daß er 1725 den Weingarten vor dem Friedberger Thore besaß, zeigt noch das innerhalb dieser Jahreszahl stehende F. G. auf dem Kappenstein des dortigen Thürgestocks. Wahrscheinlich wird er auch durch Häuserhandel, wie sein Schwiegervater Walther und viele andere, sein Vermögen vermehrt haben. Die Hauskaufregister jener Zeit sind nicht mehr vorhanden. Wir wissen nur, daß ein aus der ersten Ehe stammendes Haus nach seinem Tode eine Erbschaftssteuer zahlen mußte. Wie hoch sein Vermögen gestiegen war, ergiebt sich daraus, daß 1733 nach dem Tode des blödsinnigen Sohnes das väterliche Erbteil aus beiden Ehen auf 18 468 Gulden nebst sechs Stück und sieben Ohm Wein sich belief; zieht man davon das wohl 2000 Gulden betragende Vermögen der ersten Ehe ab, so dürfte das gesamte väterliche Vermögen zweiter Ehe jedenfalls 30 000 Gulden überstiegen haben, das Gesamtvermögen der zweiten Ehe weit über 40 000 sich berechnen, so daß Friedrich Goethe zu den wohlhabenden Gastwirten Frankfurts sich zählen durfte, wie auch zu den feinsten und artigsten, in dessen Haus Gebildete gern verkehrten.

Von Friedrichs Söhnen arbeitete Hermann Jakob rüstig, um als Zinngießermeister sein Fortkommen zu finden; von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem drei Jahre älteren, der erst im dreiundzwanzigsten Jahre starb, hören wir nichts, so daß wir vermuten müssen, er sei zu jedem Beruf untauglich gewesen. Der älteste lebte in leidigem Blödsinn. Von den Söhnen zweiter Ehe blieb der jüngere der Liebling der Eltern. Hermann Jakob ward, nachdem er, wie es in des Vaters letztem Willen heißt, „viel Mühe und Unkosten mit seinem Werkzeug gehabt", am 18. Mai 1722 Meister, am 19. Frankfurter Bürger. Am Nachmittag des 28. um halb drei Uhr verlobte er sich mit der noch nicht achtzehnjährigen Tochter, Susanne Elisabeth, des Schneidermeisters Hoppe auf der Friedbergergasse, deren zänkischer Charakter ihm und der Familie viel Not machen sollte. Schon am 22. Juni wurde die Trauung morgens in der Barfüßerkirche durch den Pfarrer Schild vollzogen. Von der Hochzeitfeier berichtet er selbst in seiner Hausbibel (wir geben den Bericht in heutiger Schreibweise): „Die Mahlzeit ist bei meinem Vater Friedrich Göthe, Gasthalter im Weidenhof, nachmittags um vier Uhr gehalten worden, ganz still und ohne Musikanten, und hat gedauert bis abends um zehn Uhr, da wir alle schon zuhause waren. Der geladenen Gäste waren vierzig Personen, die da kommen sind. Den andern Tag sind wir alle sämtlich wieder in einem grünen [mit Laub geschmückten] Schiff den Main hinunter auf den Goldstein gefahren, da wir das Überbliebene mit gutem Frieden verzehret und Musikanten alldort gehabt und getanzet, worzu noch von meinen ledigen Kameraden bei sechs Kutschen voll baar Weiß ungebeten gefahren kommen, und ins folgend lustig machen helfen. Abends sind wir alle miteinander in Kutschen wieder hintereinander herein und nacher Hause gegefahren. So hatte das Hochzeitfest ein Ende." Erst am 17. August zogen sie in das Haus des Goldarbeiters Schilde in der Schnurgasse, an der Ecke des Geistgäßchens, wo sie das halbe Haus vom untersten Stockwerk an für 150 Gulden ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mietet hatten und bis zum 1. Mai 1730 wohnten, dann (der Vater war im Februar gestorben) in ihr gekauftes Haus (Kalbächergasse 1) zogen. Die erste Tochter wurde am 24. Oktober 1724 auf den Namen der Schwiegermutter Anna Elisabeth getauft, bei der zweiten, am 7. Juli 1726 getauften, wurde die zweite Gattin des Vaters, Cornelia, Patin (Frau Gött). Um diese Zeit war der zweite Sohn des ältesten in Allstedt wohnenden Bruders, des Schreiners Johann Philipp, der 1697 geborene Schreiner Johann Christian nach Friedberg gekommen, wo er am 31. Mai 1721 die Tochter des dortigen Bierbrauers und Benders (Küfers) Johann Nicolaus Wiederhold, Anna Christina, heiratete und Schreinermeister wurde. Ein Beweis, daß dieser damals mit seinem Oheim in Verbindung getreten, ist nicht vorhanden.

Auf die Ausbildung des durch Fleiß und Ausdauer sich auszeichnenden Johann Kaspar wollten die Eltern die größte Sorgfalt verwenden; wahrscheinlich hatte der Vater, der Großes mit ihm vorhatte, ihn zum Juristen bestimmt, zu dem Stande, der in Frankfurt der angesehenste war und zu den höchsten Ehrenstellen berechtigte. Auf das Frankfurter Gymnasium hatte er so wenig Vertrauen, wie später sein Sohn. Nachdem Kaspar den ersten Unterricht durch Privatlehrer erhalten hatte, übergab er den im fünfzehnten Jahre stehenden Knaben dem eben unter dem Direktor Verpoorten, Professor der Theologie, blühenden Pädagogium zu Coburg im Mai 1725. Am 29. Oktober starb Kaspars einziger Bruder. Der Vater ward an seinem eigenen einundsechzigsten Geburtstage, am 16. September 1728, Pate des dritten Sohnes, von Hermann Jakob, der den Namen Johann Friedrich erhielt. Doch scheint er bald darauf seinen nahen Tod geahnt zu haben. Am 17. Oktober 1729 setzte er seinen letzten Willen auf, fast vier Monate vor dem am späten Abend des 10. Februar 1730 im dreiundsiebzigsten Jahre erfolgten Tode.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In dem von Grotefend auszüglich mitgeteilten letzten Willen, der von redlichster Sorge für die Hinterlassenen und von treuem Rechtssinne zeugt, werden zuerst die oben gelegentlich erwähnten Zuwendungen an Verwandte (die für die Basen in Allstedt bestimmten 25 Dukaten, die er nach dem Weidenhof vor vierundzwanzig Jahren mitgebracht und in die eiserne Kiste besonders gelegt hatte) und die Gaben an den Almosenkasten, sowie an das Frankfurter Armen- und Waisenhaus erwähnt. Als Haupterben setzte er seine drei Söhne ein und, wenn einer oder der andere von ihnen vor ihm mit Tod abgehen und eheliche leibliche Erben hinterlassen sollte (was zur Zeit nur von Hermann Jakob möglich war), deren Kinder, seine Enkelein, „dergestalt, daß sie zuvörderst ihr mütterlich Zugebrachtes und Errungenes erster resp. zweiter Ehe, worüber sie vollkommene Nachrichten unter meinen Briefschaften finden werden, nach Maßgabe hiesiger löblicher Reformation absondern, meine hierauf überbleibende, sämtliche liegende und fahrende Habseligkeiten, Rechte, Gerechtigkeiten und Forderungen, aber nach Bezahlung obstehender Legaten und meinen Leichenkosten erb- und eigentümlich haben und, nachdem mein Sohn Hermann Jakob das bei seiner Verheiratung und sonsten von mir Empfangene gebührend in die Erbschaft wieder eingeworfen haben wird, in drei Teile unter sich friedlich verteilen sollen". Als Kuratoren seines blödsinnigen Sohnes setzte er dessen Bruder Hermann Jakob und den uns schon bekannten Leinwandhändler Lortz ein, der damals siebenundsechzig Jahre alt war; sie sollen sein Vermögen sicher anlegen und verwalten, insonderheit dafür sorgen, daß er an einem bequemen Ort aus seinen Einkünften wohl verpflegt werde und keinen Mangel leide. Sein ernstlicher Wille und Befehl sei, heißt es weiter, daß sein Sohn Hermann Jakob seinen väterlichen Anteil nicht vergeringere, sondern, wie einem rechtschaffenen Hausvater zustehe, beisammen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halte und genieße, nach seinem Tode mit Vorbehalt seines Pflichtteiles fideikommissarisch auf seine leiblichen Kinder zurückfallen lasse. Über diese rückfälligen Güter solle ein ordentlicher Teilungsrezeß aufgestellt, nach seinem Tode zwei gewissenhafte Vormünder zur Verwaltung dieses Fideikommisses von Hermann Jakob bestellt, der Mutter keine Administration gestattet sein, aus diesen Einkünften vornehmlich die zur Auferziehung der Kinder nötigen Kosten, falls sie solche von ihrer Mutter oder andern Gütern ihres Vaters nicht haben könnten, bestritten und das Überbleibende zum Kapital geschlagen werden. Auch habe er das Vertrauen zu Hermann Jakob, daß er „wegen seines verfügbaren Vermögens auf den Fall seines Ablebens Vormünder und sonstige Verordnung treffen werde, damit seine Kinder nicht liederlich um das Ihrige kommen können". Seinen Sohn Kaspar ermahnt er treu väterlich, nach seinem Hintritt allen gebührenden kindlichen Respekt der Mutter zu erzeigen und ihr den schuldigen Gehorsam zu leisten, „mithin göttlichen Segen sich zu erhalten". In einem Nachtrag sprach er noch den Wunsch aus, sein Sohn Kaspar und dessen Mutter möchten seinem Sohne Hermann Jakob keine Zinsen von den 2000 Gulden anrechnen, die er auf sein Mütterliches voraus erhalten hatte, da dieser gemeint, der Vater habe so viel für die Seinigen verdient, und er kann nicht ohne die Mahnung schließen, daß sein jüngster Sohn doch auch die Hand über seinem elenden Sohne Johann Michael halten möge.

In allem zeigt sich die treueste, liebevollste Vorsorge, daß alles nach Recht und Billigkeit geschehe und auch seinen Enkelkindern ihr von ihm hinterlassenes Vermögen erhalten bleibe. Wenn er seine Schwiegertochter von allem und jedem Anteil an der Verwaltung des väterlichen und mütterlichen Erbteils ausschloß, so muß er sie für durchaus gewissenlos gehalten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben. Wahrscheinlich war es mit ihr zum entschiedenen Bruche gekommen, weil sie seinem Hermann Jakob viel Not und Ärger verursacht hatte. Zufällig wissen wir, daß kurz vor dem Tode ihres Schwiegervaters ihr Ungestüm eine Schlägerei in ihrem Hause verschuldet hatte, für welche beide Gatten zu erheblichem Straf- und Schmerzensgelde verurteilt wurden. Dieser traurigen Ehe wurden von 1731 bis 1736 noch zwei Töchter und ein Sohn beschert.

Trotz der Berichte des Arztes Senckenberg, Friedrich Goethe sei vor Übermut von Sinnen gekommen, wird inbezug auf seine Beerdigung weder im letzten Willen noch sonst etwas berichtet, das auf Stolz und Überhebung deutete. Er wurde unzweifelhaft seinem Stande gemäß bestattet. Sein Enkel, unser Dichter, berichtet, er habe die Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseins mit Freude auf dem Kirchhof gelesen. Wir wissen, wie wenig auf eine solche Äußerung in „Wahrheit und Dichtung" zu geben ist. Längst ist der Grabstein spurlos verschwunden, auch im Register des Petrikirchhofes, der damals allgemeinen Begräbnisstätte, deutet nichts darauf. Daß auch sein Bildnis verloren gegangen, ist um so weniger zu verwundern, als dasselbe Schicksal auch seine Gattin getroffen, die erst vierundzwanzig Jahre nach ihm im neuen Goethehause starb.

Kaspar, der einzige Nachkomme zweiter Ehe, blieb nach dem Tode des Vaters zunächst in Frankfurt, wenn er nicht etwa bei dem bedenklichen Zustande seines Vaters schon im Herbst 1729 das Coburger Pädagogium verlassen hatte. Er genoß, da der Vater ihn zum Rechtsstudium bestimmt hatte, vorerst die Unterweisung des in seinem väterlichen Hause befreundeten Licentiaten und Advokaten Heinrich Christoph Senckenberg, der im Anfange des Jahres 1729 von Gießen zurückgekehrt war. In dem Widmungsbriefe, den Senckenberg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am 15. Dezember 1738, bei Gelegenheit von Kaspar Goethes Doktorpromotion an diesen richtete, heißt es: „Erstlich habe ich das Recht besonderer Bekanntschaft mit dir, den ich als meinen Landsmann ehre, von dem ich weiß, daß er einst der Vaterstadt Ruhm und Ehre bringen wird; dann aber bestand auch zwischen unseren Eltern eine Freundschaft, die sich auf mich vererbt hat. Am meisten freut es mich, daß du die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft von mir überkommen hast.“ Senckenberg ging wohl mit ihm das erste juristische Lehrbuch in Fragen und Antworten, den sogenannten „kleinen Hoppe“, durch, was Goethes Vater mit Wolfgang in viel früherem Alter that. Oder hätte er mit ihm schon Struves „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis“ begonnen? Noch ehe Senckenberg einem Ruf des Rhein- und Wildgrafen Karl nach Dhaun folgte, bezog Kaspar die viel von Frankfurtern besuchte Hochschule zu Gießen, wo er am 9. September 1730 immatrikuliert wurde. Der Mutter überließ er die Verwaltung des Vermögens. Diese war wohl schon entschlossen, das Geschäft bald aufzugeben und ein anderes Haus zu kaufen. Vielleicht kam sie erst damals mit dem Friedberger Vetter, dem Schreinermeister Johann Christian Goethe, in Verbindung. Dieser besaß bereits das Haus „zum Ritter“, worin er neben seinem Handwerk Gastwirtschaft trieb. Am 30. August wurde die Mutter Patin einer Tochter des Schreinermeisters. In demselben Herbst 1731 bezog Kaspar die Hochschule Leipzig, wo er unter dem Rektor Hansen immatrikuliert wurde. Wahrscheinlich blieb er dort drei Jahre. Senckenberg sagt bloß, Kaspar habe zu Leipzig und anderswo viel bessere Lehrer gehört, als er an ihm gehabt. Von seinem Leipziger Aufenthalt wissen wir nichts, nur ergiebt sich aus den Akten der Fakultät, daß er nie bei einer Promotion opponierte, was später Wolfgang wenigstens einmal that. In

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leipzig hatte Gottsched damals die „Deutsche Gesellschaft" gegründet, und der riesige Mann stand als außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst in voller Jugendkraft. Die Mutter kaufte in Kaspars Abwesenheit am 13. Januar 1733 von den Erben des Wormser Schöffen Fleckhammer von Aystetten das mit einem schrotmäßigen Keller versehene, vor mehr als hundert Jahren erbaute, auf dem großen Hirschgraben neben dem Brauhause „Zum grünen Laub" gelegene Haus mit dem Nebengebäude für den Gesamtpreis von 6000 Gulden. Der Keller sollte sofort der Käuferin geräumt werden, dessen sie für ihr Weinlager bedurfte, da sie den ihrigen den Käufern des Weidenhofes sogleich zugesagt hatte; das Haupthaus wollte sie erst im April beziehen. Noch vor dem Umzug starb der blödsinnige Johann Michael, von dessen Vermögen die Hälfte Kaspar erhielt. Dieser überließ auch die Verwaltung dieses väterlichen Erbteils der Mutter, um sich seiner Ausbildung ungestört zu widmen. Außer seinem eigentlichen Fache trieb er Geschichte, deutsche und ausländische Litteratur, Naturwissenschaft und Musik; auch die Kenntnis der Kunst, besonders der Malerei, zog ihn an. Bei seiner Lust, die Welt zu sehen, wird er auch wohl nicht versäumt haben, Dresden mit seiner Galerie zu besuchen. Während seiner Abwesenheit richtete sich die Mutter im neuen Hause ein, das sie wohl nicht allein bewohnte; das Nebenhaus blieb vermietet. Die Familie des Halbbruders ward in dieser Zeit mit einer Tochter, die des Friedberger Vetters mit einem Sohne, Johann Andreas, vermehrt.

Nach der Rückkehr von Leipzig blieb Kaspar wohl einige Zeit in Frankfurt, ehe er nach Wetzlar sich begab, um sich bei einem dortigen Prokurator des Kammergerichts praktisch auszubilden. Freund Senckenberg gedenkt dieses Aufenthaltes in Wetzlar zur Übung in der gerichtlichen Praxis. Da er noch keine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Prüfung bestanden hatte, konnte er sich nicht in die Matrikel der Praktikanten eintragen, wie es fünfunddreißig Jahre später sein Sohn als Licentiat und Advokat that. Am 1. August 1737 stand Kaspar als Pate beim jüngsten Sohne seines Halbbruders. Ob er auch nach der Rückkunft von Wetzlar sich praktisch beschäftigte, wissen wir nicht; besonders wird ihn die Abfassung seiner Doktordissertation beschäftigt haben; denn in Gießen wollte er nicht, wie so viele, selbst Senckenberg, als Licentiat, sondern gleich als Doktor promovieren. Seine Abhandlung, die sich auf das Erbrecht beziehen sollte (der Titel lautete: „Electa de aditione hereditatis ex jure patrio et Romano") wollte er mit gründlichstem Fleiße ausführen, und es gelang ihm eine tüchtige, umfangreiche Arbeit zu liefern. Im Jahre 1738 kam ein Sohn des Hufschmieds in Mansfeld, der am 19. Juli 1718 geborene Christoph Justus Goethe, im dritten Jahre seiner Wanderschaft als Schustergeselle nach Frankfurt, wo er zu bleiben gedachte. Er wird sich seinen Verwandten, dem Zinngießermeister, der Gattin seines Oheims und ihrem Sohne Kaspar vorgestellt haben. Letzterer scheint sich im Sommer nach Gießen begeben zu haben, wohin vor kurzem sein Freund Senckenberg als Regierungsrat und ordentlicher Professor der Rechte berufen worden war. Dort studierten damals auch Senckenbergs jüngerer Bruder Erasmus, der spätere berüchtigte Frankfurter Schöffe, und Justinian v. Günderode vom hochadeligen Hause Alten-Limpurg in Frankfurt. Auf dem Titel der Abhandlung ist als Tag, an welchem er Deo juvante die Abhandlung verteidigen werde, gedruckt D. Oct. MDXXXVIII; der Tag sollte noch ausgefüllt werden. Doch die Promotion wurde, wir wissen nicht wodurch, etwa wegen Erkrankung, verschoben. Senckenbergs beigefügter Widmungsbrief ist vom 15. Dezember; erst drei Tage später wurde Kaspar als Juris utriusque Doctorandus immatriku-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liert; die feierliche Promotion Kaspars und zugleich des Osnabrückers Justus Eberhard Berghoff, der am 11. August als Doctorandus immatrikuliert worden war, fand am 30. Dezember statt. Ein Glückwunschgedicht auf die Promotion Kaspars, welche die siebzigjährige Mutter auf dem großen Hirschgraben hoch erfreute, hat neuerdings Dr. Alex. Dietz (Berichte des Hochstifts 1893/1894) bekannt gemacht. Erst am 27. Januar 1739 reichte Kaspar, wie es üblich, seine Dissertation dem „hochedlen und hochweisen" Rate seiner Vaterstadt ein, der ihm das übliche honorarium zukommen ließ.

Kaspar war entschlossen, wie alle vornehmen Frankfurter, ehe er sich in seiner Vaterstadt niederließ, eine längere Bildungsreise zu machen. Vor allem wollte er Italien sehen, das Land der Kunst, dessen wohllautende Sprache ihn so innig anzog; durch Frankreich dachte er, wahrscheinlich über Holland, zurückzukehren. Auf diese Reise wollte er sich in jeder Weise vorbereiten, besonders mit dem Italienischen, der eigentlichen Sänger- und Dichtersprache, sich näher vertraut machen. In Frankfurt hatte sich Senckenbergs Bruder, Johann Christian, der im vorigen September auf der neuen Hochschule Göttingen als erster Doktor der Medizin promoviert worden war, jetzt dauernd niedergelassen, wo er, wie schon früher, der Arzt von Kaspars Mutter war. Der Sohn, der überhaupt auf Ärzte nicht viel hielt, konnte sich nicht mit diesem befreunden; ihre Charaktere und Richtungen waren zu verschieden. Senckenberg gedenkt Kaspars nur als eines sittenreinen Jünglings.

Im Spätherbst trat Dr. Goethe seine Reise an, von der zwei Briefe an einen Sekretär St. in Gratz erhalten sind. Im ersten, aus der Quarantäne zu Palmada im Venetianischen Friaul vom 20. Januar 1740, beklagt er sich über das sehr böse Wirtshaus „Zum schwarzen Rössel" in Laubach; der andere, ein paar Monate später auf der Rückreise zu Venedig geschriebene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spottet der Thorheit, daß man nicht den Italienern ihre alten Mauern lasse, nicht dafür Frankreich, England, Holland und Niedersachsen besuche, da man nirgendwo so unbequem und verdrießlich reise. Aber dies waren nur Jeremiaden des Augenblicks, die leicht vorüber gingen, sich gern in Briefen an Freunde ergossen. In Rom, das er in der am 17. August zu Ende gehenden papstlosen Zeit mehr als fünfzehn Jahre vor Winckelmann sah, hielt er sich noch zehn Tage länger auf, als er beabsichtigt hatte, trotz aller Klagen, die man dem behäbigen Frankfurter um so eher nachsehen muß, als selbst der kunstbegeisterte Winckelmann über das „säuische Essen", Mangel an Reinlichkeit und Bequemlichkeit, Überteuerung und die ausgelassene Freiheit des Pöbels anfangs erbittert war. Unser Reisender war kein gefühlloser Stock, und ging auch sein nüchterner Sinn mehr auf das Nützliche, die Großartigkeit der mächtigen, freilich damals noch ärger verschütteten oder im Verfalle begriffenen Gebäude, die Herrlichkeit dieser, wenn auch nicht mit dem warmen eindringenden Blicke des Künstlers geschauten Statuen und anderer Kunstgebilde ergriff ihn, und der Sirene Neapel zauberhafte Schönheit rührte seine bei aller Trockenheit zart empfindende Seele, wie wir aus den Erinnerungen des Sohnes in der „Italienischen Reise" und den Erwähnungen in „Wahrheit und Dichtung" sehen. Die Rückkehr durch Frankreich und Holland ließ ihn, wie manches auch hier ihn erfreute, den Gegensatz jener unauslöschlichen Eindrücke mächtig empfinden. Nach Italien mache nichts mehr Eindruck, bemerkte er seinem Wolfgang; darum müsse man Paris vor Italien sehen; Italien habe so wundervoll auf ihn gewirkt, daß er sein Leben lang davon zehren könne.

In dem zweiten, vor der Wahl Benedikts XIV. geschriebenen Briefe lesen wir, daß er nur noch Oberitalien besuchen und dann wahrscheinlich durch Frankreich und Holland heim-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reisen werde, was wohl vor der Michaelismesse geschah. Lange dauerte es, ehe er die auf der Reise erworbenen Kunst- und Naturschätze geordnet und sich in dem farb- und klanglosen Frankfurt zurechtgefunden hatte; fest stand ihm der Gedanke, seine Erinnerungen und Aufzeichnungen aus Italien in der Form von Briefen in der wohllautenden Sprache jenes Zauberlandes mit besonnener Ruhe darzustellen. Wenn er dann seine Aussichten in Frankfurt bedachte, so wollte ihm das Advokatspielen nicht behagen, ebenso wenig die Stellung als Resident oder Agent von Fürsten, Städten und Ständen, ihn drängte es zu einer unscheinbaren, doch den Erfolg in sich tragenden Thätigkeit; und so bat er den Rat (wir wissen von dieser Eingabe allein durch „Wahrheit und Dichtung") um eine, wenn auch untergeordnete Anstellung, bei welcher er auf jede Besoldung verzichtete, doch bedingte er sich dafür, daß er ohne die in Frankfurt nach der Weise italienischer Städte eingeführte, dem Zufall freies Spiel lassende Kugelung dazu berufen werde, obgleich man zu dieser Abweichung der Genehmigung des Wiener Reichshofrats bedurft hätte. Zu einer solchen Bevorzugung des jungen Doktors, der früher eine gute Dissertation eingereicht hatte, lag kein Grund vor, auch verstieß das Anerbieten, eine besoldete Stelle unbesoldet zu übernehmen, gegen allen Gebrauch. Doch Goethe war so voll von seiner guten Absicht und seinem Werte, daß er in der Ablehnung eine absichtliche Zurückweisung sah, und im Eifer verschwur, je eine Stelle im Dienste der städtischen Verwaltung anzunehmen. Im Februar 1742 erlebte er zum erstenmal den Glanz und die unruhige Bewegung einer Kaiserkrönung, wobei die Stadt als Stand des Reiches erschien. Mit vaterstädtischem Stolze erfüllte es ihn, daß hier alle Bürger auf dem Römerberg Treue schwuren, nur sie an den Festlichkeiten teilnehmen, die vornehmen Gäste bei sich aufnehmen durften. Freilich mußte es ihn um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so mehr schmerzen, sich von allen vaterstädtischen Ehren ausgeschlossen zu haben. Um aber eine gewisse äußere Würde zu erhalten, bat er den neuen Kaiser um die Verleihung des Titels eines Wirklichen Geheimen Kaiserlichen Rates, den er am 16. Mai 1742 gegen die Gebühr von dreihundertunddreizehn Gulden dreißig Kreuzern erhielt. So stand er in dem Range der höchsten Würdenträger der Stadt und konnte kein niedereres Amt annehmen. Erst mehr als ein Jahr später, am 6. August 1743, wurden für immer der Stadtschultheiß, die sieben ältesten Schöffen und der älteste Syndikus mit diesem Range beehrt. In seiner Familie erlebte der kaiserliche Rat im Herbste des Jahres das Unglück, daß die Schwester seiner Mutter an der Tollwut von einem Hundebisse starb.

Behaglich und sorglos lebte er, ohne noch in das Bürgerrecht einzutreten, im Hause seiner Mutter. Hatte er sich so von dem öffentlichen Leben ganz ausgeschlossen, so fehlte es ihm doch nicht an manchen Jugendgenossen und Freunden, die seinem Leben Abwechselung und Unterhaltung boten. Unter diesen waren der zwei Jahre jüngere Resident Johann Kaspar Schneider aus Kitzingen, dessen Bekanntschaft er schon in Leipzig gemacht hatte, und die beiden Wormser Moritz, deren „Wahrheit und Dichtung“ gedenkt. Der reiche Zusammenfluß Fremder aller Art, auch so vieler öffentlich auftretender Virtuosen, gab besonders in den Meßzeiten manchen Genuß. Und wenn er auch von allem öffentlichen Anteil an der Stadtverwaltung sich fernhielt, so betrachtete er diese doch mit teilnehmendem, nicht selten mißbilligendem Blicke, da alles, was nicht nach dem strengen Wege des Rechts ging, ihn aufregte. Die städtischen Verordnungen verfolgte und sammelte er mit Eifer. Mit großer Sorgfalt vervollständigte er seine Büchersammlung, welche auch schöne Ausgaben der alten Klassiker, freilich von den Griechen meist nur Übersetzungen, die deutschen, franzö-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sischen und vor allen die italienischen Dichter, bedeutende Geschichtswerke, besonders die auf Deutschland bezüglichen Reisebeschreibungen und naturwissenschaftliche Werke enthielt. Gute Gelegenheit boten dem Sammler die Versteigerungen. Wenn er im Jahre 1758 auch mehr als hundertundachtzig rohe Abdrücke einer juristischen Dissertation verkaufen ließ, so hatte er diese wohl gelegentlich einer Versteigerung erstanden. Auch die Gemäldesammlung vermehrte er; er ließ wohl schon jetzt die Frankfurter Maler für sich arbeiten, wobei er meinte, auch ihre Bilder würden einst dunkler und dann so wertgeschätzt werden wie die älteren. Die Natursammlungen, besonders Mineralien, bedachte er gleichfalls. Seine „Italienische Reise" wurde damals wenigstens vorbereitet. Die Musik füllte ihm manche Stunde angenehm aus. Ob er nicht auch schon jetzt die Verwaltung einzelner Konkurse übernahm und an verordneten kaiserlichen Kommissionen sich beteiligte, wie er nach „Wahrheit und Dichtung" später that, sei dahingestellt. Im Jahre 1745 zog sein Vetter, der Schustergesell, die Aufmerksamkeit des Handwerkerstandes auf sich. Er bat um das Bürgerrecht und die Zulassung zur Meisterschaft, da er sieben Jahre in Frankfurt gearbeitet habe, er auch mit einer Bürgerstochter verlobt sei. Aber da von seiner Heimat, der damals von Preußen sequestrierten Grafschaft Mansfeld, den ausgewanderten Landeskindern weder Geburtsscheine noch Lehrbriefe gegeben werden durften, konnte er solche nicht beibringen. Der Rat der Stadt war geneigt, dem Wunsche des Gesellen trotz dieses Mangels zu entsprechen, aber die Geschworenen des Handwerks hielten sich starr an die gesetzliche Bestimmung und setzten ihre Weigerung durch.

Die Zeiten waren damals so bedenklich, daß der kaiserliche Rat Goethe, trotz des Drängens der sechsundsiebzigjährigen Mutter, sich nicht entschließen konnte, einen Hausstand zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gründen, erst eine geeignetere Zeit und wirkliche Neigung abwarten wollte. Sein Halbbruder wurde am 8. Mai 1747 zum Mitglied des Rats dritter Bank gewählt, wodurch gesetzlich seine eigene Wahl in den Rat ausgeschlossen war, auf die er freilich auch dadurch schon verzichtet hatte, daß er nicht ins Bürgerrecht eingetreten war. Im Oktober ward der Zinngießermeister auf Empfehlung des Schöffen Erasmus Senckenberg, der ihn als einen sittsamen und geduldigen Mann bezeichnete, Wechsler bei der Münzdeputation. Erst der Präliminarfriede zwischen England und Holland vom 30. April 1748 scheint dem kaiserlichen Rat den Mut gegeben zu haben, an eine Heirat zu denken, von der er eine zahlreiche, seinen Namen verewigende Nachkommenschaft erwartete. Die älteste Tochter des am 10. August 1747 zum Stadt- und Gerichtsschultheißen erwählten Schöffen Textor, Katharina Elisabeth, hatte am 19. Februar ihr siebzehntes Jahr vollendet. Der Vater war ein bürgerlicher Mann, der viele Kinder hatte und als bürgerfreundlich bekannt war. Obgleich Kaspar schon im achtunddreißigsten Jahre stand, befürchtete er keine Ablehnung, wenn er dem noch kindhaften Mädchen die Hand bot, da er den Ruf eines wohlgesessenen, sittlichen Mannes genoß. Der Antrag war dem für die Zukunft seiner nicht mit Reichtümern gesegneten Töchter besorgten Textor erwünscht. Der Unterschied der Jahre schien diesem kein Hindernis, da ihm, der ein noch jüngeres Mädchen heimgeführt hatte, eine ganz glückliche Ehe beschieden war. Und die Verbindung des jungen Mädchens mit dem kaiserlichen Rate gelang so gut, wie sie gelingen konnte bei einem Manne, der, wenn auch trocken und nüchtern, doch zartem Gefühle nicht fremd war und, da er keinen bestimmten amtlichen oder geistigen Lebenszweck hatte, die ganze Kraft seines festen Wollens und seinen lehrhaften Geist auf das Glück seines Familienkreises beschränkte. Die Hochzeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fand am 20. August 1748 statt (S. 24 f.) zur Wonne der fast achtzigjährigen Mutter, welche mit dankbarer Liebe die gute, fast noch kindliche Schwiegertochter aufnahm und durch ihre Wärme die etwas kühle, ruhige Liebe des Sohnes würzte, die mehr eine väterliche Teilnahme als eine gattliche Herzensneigung war. Erst als der glückliche Gatte der baldigen Niederkunft entgegensah, am 25. Juni 1749, trat er in das Bürgerrecht ein; seine Schatzung aber betrug nicht mehr als 2000 Gulden, wofür er nur ein Bürgergeld von einem Gulden zehn Kreuzer bezahlte, wie zweiundzwanzig Jahre später sein Sohn, der Advokat, und dabei auch „für Feuereimer einen Gulden zehn Kreuzer, pro inscriptione zehn Kreuzer". Die geringe Einschätzung erklärt sich daraus, daß er als Haussohn eintrat, da er den vom Vater im letzten Willen ihm befohlenen „kindlichen Respekt und Gehorsam" so sehr beobachtete, daß er der Mutter das Vermögen ganz überließ; nach ihrem Tode zahlte er natürlich die höchste Schatzung.

Außer der rastlos im Hause wirkenden Schwiegermutter erfreuten die junge Frau das väterliche Haus, die Liebe der Mutter und die heiteren gemütlichen Schwestern, auch ein Kreis von Freundinnen, die zu frommer Gottesverehrung sich bekannten, ja mit pietistischem Schwärmen von Christi Kreuz, Dornen und Striemen sich die nüchterne Katechismuslehre würzten, und bald das erwartete Mutterglück, wodurch auch ihr auf eine tüchtige Nachkommenschaft hoffender Gatte erheitert und erhoben wurde. Das schönste Glück leuchtete dem dunkeln Hause auf dem großen Hirschgraben, als am Morgen des 28. August die ängstlich hinter dem Bette der sechzig Jahre jüngeren Wöchnerin harrende Schwiegermutter den Jubelruf erhob: „Elisabeth, er lebt!" Auch der kaiserliche Rat war wie neugeboren; er sah seinen Wolfgang, dessen Pate einzig und allein der vornehmste Bürger Frankfurts wurde, schon

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als angesehenen Juristen, was sein berühmter mütterlicher Urgroßvater gewesen, schon im Regimente der Stadt, wie dieser, der als Syndikus berufen worden, ja als Stadtschultheißen, wie sein Pate. Einen Monat später verlobte der Zinngießermeister seine älteste Tochter, die Patin der Mutter des Rates. In der Hausbibel heißt es: „1749 den 27. Octobris Montagsabend ist der Herr Nachbar Streng an der Borngasse Johann [vielmehr Ulrich] Thomas das erste Mal zu mir ins Haus gekommen und hat um meine Tochter Cornelia gleich angehalten. [Der Handelsmann Streng war Witwer.] Ist ihm auch gleich willfahrt worden, und den 30. Octobris Donnerstag drauf hat er abends unter achtzehn guten Freunden das Jawort geholt, und den 2. Novembris Sonntags drauf ist er mit ihr aufgeboten worden und vierzehn Tage hernach den 17. Novembris ist die Hochzeit gehalten worden. Und Montags früh in der Barfüßerkirche vorher ganz allein durch Herrn Pfarrer Schmidt kopuliret und nachmittag um zwei Uhr die Hochzeit im ‚König von England', nur einen Abend unter einer Tafelmusik vom ganzen Chor von zwölf Musikanten, wobei bis früh vier Uhr getanzt, gehalten worden. Gott verleihe ihnen seinen Segen!" Wir bemerken, daß auch Goethes Mutter Cornelia eine geborene Streng war.

In demselben Jahre wiederholte der Schustergeselle Christoph Justus Goethe beim Rate dringend seine Bitte um Zulassung zum Bürger- und Meisterrechte, indem er nachwies, daß er vergebens aus seiner Heimat einen Geburts- und Lehrbrief zu erhalten gesucht, und sich auf die Verbürgung seines Anverwandten, des Rates und Zinngießermeisters Goethe für seine eheliche Geburt berief. Der Rat sprach wiederholt die Zulassung aus. Aber die Geschworenen des Handwerks hielten sich an den Buchstaben, sie verwarfen nicht bloß die Verbürgung, die nicht den Geburtsschein ersetzen könne, sie wagten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sogar Verdacht zu äußern, weil die Zeugnisse eben nicht beigebracht werden könnten, ja sämtliche Meister erhoben Widerspruch zu Wien beim Reichshofrat, wo denn die Sache weitergeführt wurde. Der Rat Zinngießermeister unterstützte den Vetter mit seinem Rat, und auch der kaiserliche Rat wird dabei nicht unthätig gewesen sein, ja vielleicht die Sache seinem Freunde Senckenberg empfohlen haben, der seit 1746 Reichshofrat war.

Der 7. Dezember 1750 brachte den Wünschen des kaiserlichen Rates eine Tochter, deren Patin die Schwiegermutter Cornelia war. Pate wurde der Schwager, der Darmstädtische Oberstlieutenant Hoffmann. Bei einem zweiten, am 26. November 1752 geborenen Sohne stand der Zinngießermeister und Rat zu Gevatter. Alle drei Kinder gediehen glücklich, wenn auch der zweite Sohn nicht zu so großen Hoffnungen wie Wolfgang zu berechtigen schien. Unterdessen hatte die lustige Schwester der Frau Rat mit dem Handelsmann Georg Adolf Melber sich vermählt. Der Halbbruder verheiratete am 1. Februar 1752 seine zwanzigjährige Tochter Sophie Margareta an den fast neunzehn Jahre ältern deutsch- und französischen evangelisch-lutherischen Pfarrer Ehrenreich Reichard. Ihre neunzehnjährige Schwester Sabina Margareta vermählte sich am 2. Oktober 1753 mit dem neunundzwanzigjährigen bürgerlichen Lieutenant Simon Friedrich Küstner. Da „Wilhelm Meisters Lehrjahre" in der viele Züge aus Goethes eigenem Leben enthaltenden Puppenspielgeschichte eines jungen talentvollen Mannes von der Artillerie gedenken, welcher dem Vater sehr wesentliche Dienste geleistet, so könnte hierbei der Schwiegersohn des Zinngießermeisters vorschweben, obgleich Küstner nicht Lieutenant der Artilleriecompagnie war.

Unterdessen war endlich die Sache des Schustergesellen, freilich nicht ohne Stürme, die lebhaftes Gerede erregten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Namen Goethe in aller Mund brachten, zum erwünschten Ende gekommen, da alles von der Familie gethan wurde, um die von den Handwerkern leidenschaftlich verschobene Sache ins Licht zu setzen. Vergebens hatte Christoph Justus beim Könige von Preußen die Ausfertigung des Lehrbriefes beantragt und dafür sein ganzes hundert Thaler betragendes Erbe der Rekrutenkasse angeboten. Obgleich dieser von kleiner und schwächlicher Statur war, auch sein geringes Vermögen schon längst zur Invalidenkasse eingezogen war, schlug der König das Gesuch ab, weil es, so hieß es echt despotisch, den Leuten nicht gestattet sei, außer Landes zu gehen. Doch gelang es, von dem Konsistorium zu Mansfeld einen Geburtsschein zu erhalten, und die Mansfelder Schuhmachermeister erklärten im Sommer 1751, Christoph habe sein Handwerk ehrlich erlernt und sich während der Lehrzeit ordentlich betragen. Auch jetzt noch hielten die Frankfurter Meister an ihrem Widerspruch fest; aber am 9. September 1752 wies der Reichshofrat diesen zurück. Nach Verkündigung dieses Spruches thaten mehrere Meister sich zusammen und drohten, dem neuen Genossen das Leder zerschneiden zu wollen. Erst als man die Widerspenstigen verhaftet hatte, beruhigten sich die Aufständigen, und so ward Christoph im Januar 1753 nach der Verheiratung mit seiner lang verlobten Bürgerstochter unter die Meister aufgenommen. Wie es ihm weiter ergangen, finde ich nicht berichtet. Zufällig wissen wir, daß der Rat Goethe in diesem Jahre der Sektion eines in Frankfurt gestorbenen Holländers beiwohnte. So nahm Dr. Goethe an der Erforschung der Natur lebhaften Anteil.

Weihnachten erfreute Goethes Mutter ihren Enkel mit einem Puppenspiel, das so mächtig auf den jungen Dichter wirken sollte, besonders da er es nicht als totes Spielwerk, sondern in einer ihn lebhaft ergreifenden Darstellung der bib-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lischen Geschichte von David und Goliath sah, ein Vergnügen, das der Vater ihm unbedenklich gern bereitete. Bald darauf fiel die an ihren Enkelkindern so liebevoll hängende Greisin in eine rasch fortschreitende Ermattung, so daß sie tagsüber immer im Lehnstuhl saß und man die Kinder fernhalten mußte. Ganz unerwartet entschlief sie am Abend des 26. März 1754. Ihr Arzt Senckenberg berichtet: „Sie geht schlafen, schnell hört sie auf zu sprechen, und als man nach ihr sah, war sie schon ohne Bewegung und ohne Laut.“ Sie war der gute Genius des Hauses gewesen; die beiden älteren Kinder, besonders Wolfgang, hatten noch die treue Liebe der so milden und edlen Großmutter empfunden. Den Haushalt hatte in der letzten Zeit die Frau Rat geführt. Daß die Mutter die Knickerigkeit ihres Sohnes gegen seine Frau gefürchtet und sie kurz vor ihrem Tode durch eine ihr übergebene größere Summe habe sichern wollen, und was weiter daran geknüpft wird, Elisabeth habe dem Gatten dies später mitgeteilt und das Geld übergeben, er aber das Versprechen, es ihr zu verzinsen, nicht gehalten, ist eine der vielen Luftspiegelungen, worin die stets geschäftige Skandalsage die spätere Kargheit von Goethes Vater ausgeführt hat, und wohl eine sehr junge. Hätte die Mutter des Sohnes Kargheit gefürchtet, so würde sie nicht einen solchen sonderbaren Umweg genommen, sondern offen ihren Kaspar ermahnt haben. Vielleicht liegt der Sage die Geschichte im „Werther“ zugrunde von der Frau, der ihr filziger Mann das zu geringe Wochengeld auch bei der Vermehrung der Familie nicht erhöhen wollte, so daß sie genötigt war, insgeheim das Nötige aus der Kasse zu nehmen, was sie ihm erst auf dem Totenbette gestand, aus Rücksicht auf diejenige, die nach ihr den Haushalt zu führen haben werde.

Der Tod der Mutter, wie bitter auch der kaiserliche Rat ihn empfand, gab ihm vielfache Beschäftigung, da so manches

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu ordnen war, besonders dem Hausbau, den er schon bei ihren Lebzeiten vielfach bedacht hatte, näher getreten werden sollte. Das Haus mit seiner unbequemen Einrichtung hinderte ihn an zweckmäßiger Aufstellung seiner Sammlungen und entsprach in keiner Weise den Anforderungen, die man an eine freundliche, von Wohlstand zeugende Familienwohnung stellte. Wollte er auch den Bau nicht sogleich beginnen, sondern vorher die in diesem Jahre bevorstehende Niederkunft seiner Gattin abwarten, so sollte doch alles vorbereitet werden, damit er im nächsten Jahre rasch zu Ende geführt werden könne. Die am 9. September geborene zweite Tochter erhielt ihre Vornamen von ihren beiden Patinnen, der Gattin des Hofrats Moritz und deren Schwester. Schon am 7. März 1755 wurde der erste Riß des Hauptbaues dem Frankfurter Rate eingegeben, aber die Genehmigung des ganzen Baues verzog sich wegen des Einspruchs eines Nachbarn bis zum Mai, wo denn gleich mit dem Abbruch des Nebenhauses begonnen wurde. Dort wohnte ein junger Jurist, der Sohn des verstorbenen Archivars Clauer, über den Goethe die Vormundschaft hatte. Dieser muß schon damals nicht recht bei Sinnen gewesen sein; denn die Ankündigung, daß er einige Zeit umziehen solle, machte ihn völlig schwachsinnig. Den Entwurf des Planes und die ganze Vorbereitung hatte Rat Goethe selbst mit Hilfe eines Zeichners, eines Maurers und eines Zimmermanns gemacht. Ein neuer Grund- und Schlußstein sollte zur Tragung des Gewölbes in die Brandmauer zwischen dem Haupt- und dem Nebenhause gelegt werden. Da der Rat alle irgend bedeutende Lebensereignisse durch eine gewisse Feierlichkeit weihen zu müssen glaubte, so durfte eine solche auch bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Der junge Wolfgang stieg, als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, an der Seite des Steinmetzen, von mehreren Maurern begleitet, in die Tiefe, um beim Einmauern mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hand anzulegen. Längst vor dem Ende des Jahres war der Hausbau vollendet, da der Bauherr ihn mit rastloser Thätigkeit betrieb. Mit welcher peinlichen Genauigkeit er alles einzeln beachtet hatte, zeigen die noch erhaltenen Baupapiere. Sehr unangenehm mußte es ihm sein, daß sein Halbbruder in diesem Frühjahre ein höchst unliebsames Aufsehen durch die rechtswidrige Erhebung der Salzaccise erregte, die er von der Stadt gepachtet hatte. Der Bürgerausschuß und das Kollegium der Neuner beantragten deshalb beim Rate eine anderweitige Verpachtung, die auch nach der von der Rechenei angestellten Untersuchung beschlossen und dabei bestimmt wurde, daß der neue Pächter auf eine gemessene Instruktion handtreulich verpflichtet werde.

Nach dem Hausbaue, der eine Zeit lang zur Unterbringung der Kinder bei Freunden genötigt hatte, wurde der vom Vater geleitete, zeitweise unterbrochene Unterricht um so eifriger wieder aufgenommen. Auch mußte der Knabe, der jetzt eine eigene Stube in der Mansarde erhielt, bei der Aufstellung der Bücher und beim Aufhängen der bisher im Hause zerstreuten Gemälde in einem besonderen Zimmer helfen und im Sommer mit der Schwester das mühevolle Bleichen der vielen durch die Länge der Zeit verunreinigten Landkarten und Prospekte besorgen, damit diese an den neuen Wänden wieder ihren Platz finden konnten. Leider hatte am Anfange des Jahres die Familie den Verlust des zweiten, nach dem Tode der Großmutter geborenen Mädchens zu betrauern. Der Vater, dem sein Hausbau so gut gelungen, war sonst behaglicher als je. Mit besonderer Wonne bemerkte er die hohe Begabung des frühreifen Knaben, dem alles leicht wurde, weshalb er auch manche Anforderung an ihn stellte, die einen minder beanlagten Jungen zu sehr angestrengt haben würde. Doch hielt er ihn nur stundenweise zum Lernen an, gestattete ihm manche Freiheit,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ließ ihn an häuslichen Geschäften, wie am Decken des Tisches und am Auffüllen des Weines teilnehmen, Aufträge in der Stadt ausführen, mit Altersgenossen verkehren, die in gemeinsamen Privatstunden und im Spiel seine Genossen waren. Auch genoß er des innigen Zusammenlebens mit der Schwester und der besorgten Liebe der jugendlich heiteren, rein gemütlichen Mutter deren glänzende, gemütliche Märchen seine lebhafte Einbildung entzückten und anregten. Der Kreis der Verwandten ward in diesem Jahre durch die im Spätjahre gefeierte Hochzeit der zweiten Schwester seiner Mutter mit dem jungen Pfarrer Starck erweitert, die schon im Frühjahr mit ihm sich verlobt hatte. Mit der jüngsten noch ledigen Tante, die nicht volle fünf Jahre älter als Wolfgang war, stand der frühreife Knabe auf vertrautestem Fuße.

Schon damals hatte der Siebenjährige Krieg das Verhältnis des kaiserlichen Rates zum Schwiegervater getrübt, der, wie der ganze Rat, auf kaiserlicher Seite stand und Friedrich für einen Rebellen erklärte, während die Bürgerschaft ihm als Vertreter des Rechts der Fürsten und Stände gegen die Herrschsucht der stets wachsenden habsburger Hausmacht zujubelten. Goethes Vater war preußisch oder fritzisch gesinnt, wenn er auch den Bestand des Reiches wünschte und der Preußenkönig wegen seiner despotischen Gesinnung, die er durch die Verhaftung Voltaires und sein Verfahren gegen den verwaisten Schustergesellen gezeigt hatte, ihm zuwider war. Aber er ehrte ihn wegen seines tapfern Mutes, der gegen eine Welt von Feinden sein gutes Recht vertrat, und so galt ihm sein überraschender Einbruch in Sachsen als eine Großthat ersten Ranges. Die großen Erfolge des Königs hoben sein strahlendes Bild zum unendlichen Jubel seiner Verehrer und zur Verzweifelung der Gegner, die das Ausland zum Schutze der angeblich gefährdeten Reichsverfassung aufriefen und so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutschland fremdem Übermute wieder preisgaben. Die großen Siege, die Friedrich im folgenden Jahre errang, wurden von den Verehrern gefeiert, und seine Unfälle zeigten ihn nicht minder groß, da er aus seiner verzweifelten Lage sich immer wieder aufschwang. Am Ende des Jahres war er infolge des großen Tages bei Leuthen gefürchteter als je. Wie weit der Riß durch die Familie Textor und Goethe damals ging, wissen wir nicht genau, da wir nur die späte Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" haben. Wird auch der kaiserliche Rat nur bei festlichen Gelegenheiten mit dem Schwiegervater zusammen gekommen sein, die Kinder stellten sich häufiger ein, und besonders Wolfgang wurde von der Mutter angehalten, sich jedes den Großvater verletzenden Wortes zu enthalten.

Aus diesem Jahre und den drei ersten Monaten von 1758 hat sich ein vom Knaben selbst, wohl auf Veranlassung des Vaters, ausgewähltes Heft Schönschriften und Sprachübungen in Reinschrift erhalten. Aus ersterem ersehen wir, daß Wolfgang mit vielen Knaben, deren Zahl bis zu vierundzwanzig stieg, gemeinsamen Schreibunterricht genoß, bei dem mindestens jeden Monat ein Preisschreiben stattfand und einer der Väter die Beurteilung übernahm. Bei diesen „Stechschriften" (dreizehn sind erhalten und von H. Weißmann herausgegeben) erhielt Wolfgang einmal die erste Nummer, und meist ist seine Schrift eine der besseren; man erkennt schon eine feste Hand. Weiter bietet das Heft die Reinschrift dreier deutschen Gespräche zwischen Wolfgang und dem Vater oder einem Max genannten Freunde mit lateinischer Übersetzung. Die deutsche Vorlage ist vom Vater und zeigt dessen Gewandtheit, sich in die Anschauung des Knaben zu versetzen, ihm spielend Kenntnisse beizubringen und die Gelegenheit zu geben, seine lateinischen Phrasen zu gebrauchen. Einen ganz besonderen Wert gewinnen sie dadurch, daß sie uns einen Blick in die Erziehung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Knaben und das häusliche Leben gestatten. Auch hier zeigt sich, daß der Vater, wenn auch ernst, doch kein Murrkopf war, sondern zu Scherz geneigt war, wie er denn auch bei Tische sich ein munteres Gespräch liebte. Wir hören, wie Wolfgang es sich gefallen lassen muß, von einem häuslichen Schmause ausgeschlossen zu werden, weil er in die lateinische Privatstunde bei einem Spielgenossen gehen muß, wo er der Zumutung widersteht, die Zeit bis zum Erscheinen des Lehrers zum Raufen zu verwenden; wir vernehmen, wie er allerlei Figuren aus Wachs macht, worüber der Vater spottet, ohne es ihm zu verbieten, wenn er ihm auch schließlich befiehlt, an seine Arbeit zu gehen; auch wird erwähnt, daß derselbe ihm von Zeit zu Zeit kleine Altertümer schenkt. Mancher Geschichten wird hier gedacht, auch einiger bei Horaz vorkommenden Personen und seiner von Drollinger in Knittelversen übersetzten Fabel von der Stadt- und der Feldmaus.

Ende März dieses Jahres wurde die Familie durch eine Tochter zum Ersatz der im vorigen ihr geraubten erfreut; sie war wohl das sehr schöne und angenehme Mädchen, dessen Wolfgang noch später gern gedachte, wogegen das im sechsten Jahre stehende Brüderchen zart, träg und eigensinnig war, so daß Wolfgang kein eigentliches Verhältnis zu ihm hatte. Seine stets bereite, ihm innig anhängende muntere Gespielin war Cornelia. Der Vater stand mit vielen älteren Bekannten in mehr oder minder vertrauter Beziehung. Er hatte auch auswärts Verbindungen; so besonders mit dem durch mancherlei Gewerbthätigkeit belebten Hanau, von wo er auch die Seidenraupen bezog, deren Pflege den Kindern gerade in diesem Jahre eine besondere Last auflegte. In Darmstadt war er mit dem Maler Seekatz bekannt; er und mehrere Frankfurter Maler erhielten von ihm manche Aufträge.

In dem durch die blutigsten Schlachten und Verheerungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

äußerst bewegten Jahre 1758 gingen auch in der Textor-Goetheschen Familie die Parteiwogen sehr hoch, aber die Frauen wußten immer wieder die Parteien zu versöhnen. Das Haus war nun ganz eingerichtet, so daß Goethe alles, was ihm in den hergestellten Räumen unbequem war, anfangs April in einer mehrtägigen bei ihm gehaltenen Versteigerung losschlug. Es fehlten nur noch vier Prellsteine vor dem Hause. Um die Erlaubnis, diese zu setzen, war der Rat schon im Mai 1756 eingekommen, aber die Sache hatte zu seinem Ärger solche Bedenken gefunden, daß er im Oktober 1758 sein Gesuch wiederholen mußte, wonach ihm dann Mitte November diese „Vergünstigung" zuteil wurde. Der Unterrichtsgang Wolfgangs erlitt keine Unterbrechung, wobei der Vater wohl den Rat des ihm längst bekannten Gymnasialrektors Albrecht in Anspruch nahm, der vier Wochen vor ihm geheiratet hatte; aber den Sohn dem Gymnasium zu übergeben konnte er sich nicht entschließen. Im März schrieb sich Wolfgang die geschichtlichen Aufgaben ab, die einst der Konrektor Reinhard seinen Primanern zur Nachahmung der Historiae Philippicae des Justin zum Übersetzen diktiert hatte; auch seine eigene, wohl vom Lehrer durchgesehene Übersetzung brachte Wolfgang ins reine. Andere Stücke nebst Übersetzung schlossen sich an. Daß der noch nicht ins zehnte Jahr getretene Knabe die den Primanern gestellten Aufgaben nicht zu schwer fand, zeugt von seiner großen Gewandtheit. Nun aber folgen selbständige Versuche aus seinem Geburtsmonat, dem August; es sind „Morgenglückwünsche" auf alle Tage desselben, „ausgedacht und dem teuersten Vater gewünscht"; die vierzehn ersten sind in deutscher Prosa, die folgenden lateinisch, nur drei griechisch. Das Griechische muß er eben jetzt angefangen haben, wohl auf eigenes Verlangen. Und nicht lange nachher fallen sieben lateinische Sprüche (Felicitationes novae) mit griechischer

Übersetzung. War das Griechische früher ohne Accente geschrieben, so finden sich diese jetzt, freilich nicht immer richtig, wie auch Sprachfehler gemacht sind. Scherbius, der Lehrer der dritten Gymnasialklasse, der eben geheiratet hatte, wird ihm Unterricht im Griechischen erteilt haben. Weiter findet sich ein Vers von Hosea in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, französisch und griechisch. Endlich hat er eine „Anweisung zur deutsch-hebräischen Schrift" sich abgeschrieben. Vielleicht war es in diesem Jahre, daß das Haus auf dem großen Hirschgraben Abel, den letzten Meister auf der Gambe, der in Dresden einen Ruf nach London erhalten hatte, auf der Durchreise bewirtete.

Das behagliche Leben, das trotz aller Aufregung infolge des Frankfurt in zwei Parteien spaltenden Krieges bisher sich erhalten hatte, wurde durch die französische Überrumpelung der Stadt auf das bitterste gestört. Der freie Frankfurter, der auf die Unantastbarkeit der Stadt, wie auf sein Leben vertraut hatte, sah sich jetzt der Willkür des fremden Volkes preisgegeben, und zwar, wie auch Goethes Vater argwöhnte, durch Verrat der Regierung, besonders des Stadtschultheißen. Die schönen Zimmer, an denen Rat Goethe sich so behaglich zu freuen gehofft hatte, mußte er dem französischen Königslieutenant einräumen, sein stilles Haus sollte wie ein Vogelschlag sein, keine Ruhe bei Tag und Nacht. Wie freundlich sich auch Graf Thorane zeigte, der jede unnötige Belästigung sorgfältig mied, der sich gleich als warmen Kunstfreund verriet, da er die Frankfurter Maler mit seinen Aufträgen erfreute, dem Hausherrn war selbst sein Anblick unleidlich, ja daß er Wolfgangs Mansarde als Maleratelier in Anspruch nahm, verschärfte seine Erbitterung. Wie der Rat, war auch sein Halbbruder außer sich über die fremde Besatzung. Da ein Offizier sich als Einquartierung bei ihm einstellte, erklärte er, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mitglied des Rates sei er frei; als dieser dann mit Gewalt drohte, verließ er sein Haus und verfluchte laut die Regierung, welche die Stadt verraten habe. Der kaiserliche Rat wurde dadurch noch besonders schwer getroffen, daß sein zweiter Sohn, der früher lange leidend war, gleich in der ersten Zeit, am 11. Januar starb. Wolfgangs Unterricht litt gar sehr unter dem Mißmut des Vaters, dessen Ruhe dauernd gestört war. Und die Sache wurde immer schlimmer. Allbekannt ist, wie er, als wider seine sichere Erwartung die Franzosen in der Schlacht bei Bergen Sieger blieben, von der Wut sich so weit fortreißen ließ, daß er gegen den Königslieutenant eine Beleidigung ausstieß, die ihn unglücklich gemacht haben würde, hätte Thorane sich nicht begütigen lassen. Aber daß er diesem seine Freiheit zu danken hatte, verstimmte ihn noch ärger. In seiner fortwährenden Aufregung konnte er nicht mehr die Erziehung und Unterweisung des Knaben mit voller Seele leiten, er mußte ihm größere Freiheit gestatten. Selbst daß Wolfgang so viel im Atelier der Maler weilte und dem Königslieutenant zur Seite war, verdroß ihn, wenn ihm auch nicht entging, dieses müsse zu seiner Bildung beitragen. Daß dieser schon damals, in seinem zehnten Jahre, zu dichten begonnen, wissen wir aus einem Leipziger Briefe an die Schwester. Es waren wohl nur kleine Gedichte, Glückwünsche an den Vater und Nachahmungen geistlicher und anderer Lieder der von ihm mit Lust gelesenen Dichter, die den Vater nur als Zeugnisse seines geweckten Geistes erfreuten. Am 9. August verlor die Familie infolge der herrschenden Ruhr das sehr schöne, über zwei Jahre alte Mädchen, was auch den Vater tief schmerzen mußte, der jetzt schon drei seiner Kinder sterben gesehen hatte.

In demselben Jahre machte zu Frankfurt ein Namensvetter Goethes unangenehmes Aufsehen; es war der Schlossergeselle Johann Heinrich Goethe, der Sohn eines Schmiedes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Uslar in Hannover, dessen Verwandtschaft mit dem Sangerhauser Goethe nicht unmöglich ist. Die Schlossergesellen Frankfurts waren darüber, daß ein Meister einen Genossen geschlagen und seine Verhaftung veranlaßt hatte, so erbittert, daß sie die Arbeit einstellten und die Stadt so lange zu verrufen beschlossen, bis sie Genugthuung erhalten. Den Auftrag, dies allen in Frankfurt Arbeitenden mitzuteilen, erhielt der Altgeselle Goethe. Der Rat ließ ihn und andere noch in Frankfurt weilende Gesellen verhaften, sandte ihn darauf in Begleitung eines Soldaten nach Offenbach, um die dorthin gegangenen Gesellen zur Rückkehr zu bestimmen. Aber diese stellten Forderungen, auf die man nicht einging; sie sollten erst zurückkehren und dann ihre Beschwerden den Handwerkergeschworenen mitteilen. Statt dessen schickten sie Briefe an die Altgesellen in ganz Deutschland und erklärten alle Gesellen für ehrlos, die nach Frankfurt gehen würden. Ein Teil der Gesellen, die nach Kronberg ausgezogen waren, forderten die andern Frankfurter Handwerker auf, mit ihnen gemeine Sache zu machen. Aber der Rat verhaftete alle, welche dies versuchten, bewirkte auch, daß man in Offenbach und Kronberg die Ausständigen gefangen nahm. Die meisten fügten sich jetzt, die, welche dies nicht thaten, wurden zum Schanzen angehalten. Sechsundvierzig, unter ihnen Goethe, flohen; ihre Namen wurden allen deutschen Städten angezeigt. So wurde zum erstenmal der Name Goethe in ganz Deutschland, eben nicht rühmlich, bekannt.

Kehren wir zu Goethes Vater zurück, so richtete dieser im Anfange des Jahres 1760 an den Rat die Bitte, ihn endlich von der bösen Einquartierung befreien zu wollen, die ihm die meisten Zimmer wegnehme und die Ruhe seines Hauses störe, doch dieser konnte bei der großen Wohnungsnot ein so bedeutendes Haus nicht freigeben. Der in tiefster Seele aufgerüttelte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mann, der sich durch die lange Einquartierung sogar an der Erfüllung seiner väterlichen Pflicht gehindert sah, wandte seinen Haß gegen den Schwiegervater, so daß er jetzt der schleichenden Verleumdung glaubte, dieser sei durch Geld bestochen worden. Sein Groll entlud sich, als er im März beim Schmause nach der Taufe eines Sohnes des Pfarrers Starck mit dem Schultheißen zusammentraf. Wir haben Senckenbergs Bericht darüber S. 33f. besprochen. Daß Wolfgangs häufiger Besuch des französischen Theaters, wozu er ein Freibillet vom Großvater bekommen hatte, nicht ganz nach dem Herzen des Vaters war, ist natürlich, doch verbot er ihn nicht, da er dadurch seine Kenntnisse der freilich ihm jetzt sehr verhaßten französischen Sprache erweiterte und zum Lesen von Corneille, Voltaire und Racine getrieben wurde. Daneben gewann seine Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache besonders durch die Privatstunden von Scherbius. Auch die deutschen Dichter wurden fleißig gelesen und die eigenen Versuche in gereimten Gedichten eifrig fortgesetzt. Am 14. Juni wurde die Familie noch durch die Geburt eines Sohnes erfreut, dessen Pate der Schwager Melber wurde. Die Freude aber sollte nicht lange dauern; schon nach acht Monaten, am 16. Februar 1761, starb er, so daß der Vater, der auf eine reiche Nachkommenschaft gehofft hatte, sich wieder auf das erste Paar beschränkt fand.

Einige Monate später sah er sich endlich von der verhaßten französischen Einquartierung befreit, die ihm drittehalb Jahr das Leben verkümmert hatte. Freilich mußte er sich entschließen, seinen ersten Stock zu vermieten, da man ihn sonst nicht von der Einquartierung hätte frei halten können. Ein alter Freund, der Kreisgesandte Kanzleidirektor Moritz mit Frau und Kindern, eine durchaus stille Familie, zog bei ihm ein. Wolfgang erhielt seine Mansarde zurück, und der Unterricht des Vaters konnte wieder in gewohnter Weise beginnen. Freilich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mußte er dem Heranreifenden jetzt größere Freiheit gestatten als früher, schon weil er sie in der letzten Zeit genossen. Der Kreis der Bekannten Wolfgangs hatte sich vermehrt, und manche Freunde hatten den feurigen und geweckten, durch Anmut und zugleich eine gewisse Würde sich auszeichnenden Knaben so lieb gewonnen, daß sie ihn gern um sich sahen. Unter ihnen befand sich auch der Schöffe v. Olenschlager, auf dessen Kindertheater Wolfgang und Cornelia vielleicht schon im nächsten Winter in französischen und deutschen Stücken auftraten. Ein Zeugnis von der gehobenen Stimmung des Vaters ist die am Vorabend von Wolfgangs Geburtstag in Gemeinschaft mit den beiden aus Worms stammenden Freunden Moritz gemachte Eingabe an den Rat. Bei dem herrschenden Mangel an Brennholz hatten sie beschlossen, ein Schiff mit solchem kommen zu lassen; sie baten den Rat, jedem von ihnen zehn bis zwölf Gilbert (ein Gilbert = zwei Stecken) um einen zu bestimmenden Preis zukommen zu lassen, den Rest unter die übrige Bürgerschaft zu verteilen. Der Rat lehnte seine Teilnahme ab.

In der Osternacht, am 22. März, war des Halbbruders zweite, an den Pfarrer Reichard verheiratete Tochter verschieden. Kurz vor dem Ende des Jahres, am 29. Dezember, folgte ihr der Vater, mit dem der kaiserliche Rat stets in freundlicher Beziehung gestanden hatte, wenn auch der böse Charakter seiner Frau eine nähere Verbindung hinderte. Ein Drittel von dessen väterlichem Vermögen fiel dem Bruder als Pflichtteil zu. Die Frau überlebte ihn fast siebzehn Jahre. Der Rat verkehrte wohl auch noch mit den Verwandten in Allstedt; von den Kindern Johann Christians lebten außer der verheirateten Tochter, die drei Kinder hatte, noch ein im dreißigsten Jahre stehender Sohn, Johann Andreas, und eine zwanzigjährige Tochter. Ersterer trat im folgenden Jahre als Großuhrmacher in das Frankfurter Bürgerrecht und heiratete die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tochter des Spezereihändlers Otto. Eine Hausuhr, die auf dem Zifferblatt seinen Namen nennt, findet sich jetzt im Frankfurter Goethehause.

Am Anfange des Jahres 1762 sah der Rat Goethe mit großer Behaglichkeit dem Frieden entgegen, besonders nach dem am 16. März zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Waffenstillstand, und schon dachte er in seiner Lust an häuslichen Festen, wie er das ersehnte Friedensfest würdig feiern solle. Für seine Gattin bestimmte er eine kostbare, mit Diamanten geschmückte goldene Dose. Frühzeitig ließ er diese in Hanau verfertigen, und er übergab sie einem Frankfurter Goldschmied, der sie mit Diamanten besetzen sollte. Aber der Künstler zeigte sich so saumselig, daß Wolfgang ihn häufig mahnen mußte. Von Seekatz ließ er ein Familienbild machen, das schon am 24. September bezahlt wurde, vielleicht schon an Wolfgangs Geburtstage fertig war. Dieser selbst erfreute den Vater an diesem Tage mit einem Quartanten eigener Arbeit, der außer einer Anzahl kleiner Gedichte ein nach der Weise v. Mosers verfaßtes prosaisches episches Gedicht über die biblische Geschichte Josephs enthielt. Das war die erste größere Arbeit, die Wolfgang vollendete. Das große Gedicht erfreute den Vater um so mehr, als er streng bis zur Starrheit den Grundsatz befolgt wissen wollte, nichts Angefangenes unvollendet zu lassen. Höchst beglückt, forderte er den Sohn auf, ihm in jedem Jahre einen solchen Band an seinem Geburtstage zu schenken: er ahnte nicht, wie er dadurch seinen dichterischen Drang belebte; denn nicht einen großen Dichter, sondern einen tüchtigen Juristen dachte er aus Wolfgang zu machen. Vielleicht nahm er schon damals den kleinen juristischen Katechismus von Hoppe mit ihm durch, den er selbst einst unter Senckenberg auswendig gelernt hatte. Wolfgang suchte sich daneben die mannigfachsten Kenntnisse, besonders in alter und neuer Litteratur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit einer Hast und Leichtigkeit anzueignen, die den Vater seine Begabung immer mehr bewundern ließ. Wohl jetzt schon ließ er den Kindern Unterricht im Zeichnen geben, an dem er selbst als ein sehr alter Schüler (denn er hatte in seinem Leben noch nicht gezeichnet) sich mit peinlichstem Fleiße beteiligte. Auch ließ er Wolfgang auf sein dringendes Verlangen, hebräisch zu lernen, vom Rektor Albrecht darin unterrichten, den er häufig mit ihm besucht hatte, wo der gute Alte ihn regelmäßig prüfte und ermunterte; hatte dieser ja einmal, als der Vater mit ihm der Schlußprüfung beiwohnte, ihn zu sich an das Katheder gerufen und ihm eine der sehr vielen zur Belohnung des Fleißes der Schüler bestimmten silbernen Medaillen überreicht. Einmal im Juni hatte der Vater sich beschwerend an den Rat gewandt, da man ihn anhalten wollte, eine Nachzahlung zur Schatzung seiner Mutter zu leisten, die seit 1744 zweihundert Gulden gezahlt hatte. Die Forderung schien ihm ungesetzlich und ein bloßes Versehen.

Nach dem im März 1763 gefeierten Friedensfeste und der völligen Räumung Frankfurts von den Franzosen, wenn nicht schon früher, wurde Wolfgang infolge der großen Freiheit und seiner hohen dichterischen Begabung mit einem Kreise niederer junger Leute bekannt, die mit gewissenlosen Menschen in einer, wenn auch nur losen Verbindung standen. Die Sache kam glücklich noch frühe genug heraus, aber wie unschuldig sie auch von Wolfgangs Seite war, obgleich immer eine sittliche Verirrung, sie brachte ihn eine Zeit lang in bösen Ruf. Der Vater, der so den Glanz seines Kleinods getrübt sah, geriet in fürchterlichen Zorn, so daß man Freund Schneider die Verhandlung mit dem Schuldigen führen ließ. Dieser war um so tiefer erschüttert, als er in jenem Kreise ein anmutiges Mädchen gefunden, das sein volles Herz entzündet hatte und jetzt für ihn verloren sein sollte. Aber auch von diesem Schlage

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellte er mit der ihm eigenen Kraft, sich gefaßt zusammenzuraffen, bald sich wieder her, so daß er sein Tagewerk rastlosen Fleißes wieder aufnehmen, nun mit dem Vater Struves „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis“ beginnen konnte. Als man später vernahm, daß der 4. Januar 1764 zum Wahltag des Königs in Frankfurt bestimmt sei, mußte er mit dem Vater die Diarien der letzten Wahlen und Krönungen nebst den Wahlkapitulationen durchgehen, um sich auf eine solche bedeutende Reichshandlung würdig vorzubereiten. Dem kaiserlichen Rate als echtem Reichsstädter that es wohl, wiederum solchen feierlichen Tagen beizuwohnen, in welchen seine Vaterstadt als erste aller Reichsstädte glänzte. Der Zusammenfluß der höchsten Würdenträger erfreute sein Herz, das auch die Belästigungen, die sein Haus und er selbst dadurch erlitt, leicht trug; auch freute er sich, so manche alte Bekannte wiederzusehen, besonders den Reichshofrat Senckenberg. Auf Wolfgang machte das ganze Schaugepränge einen bedeutenden, freilich sehr gemischten Eindruck.

Kurz darauf richtete der noch im fünfzehnten Jahre stehende Knabe, wohl mit Wissen des Vaters, an den nur zwei Jahre älteren Buri von Isenburg, auf dem Hofgute zu Neuhof (ein paar Stunden hinter Offenbach), die schriftliche Bitte um Aufnahme in den Gott und der Tugend geweihten Jugendbund, den dieser unter dem Namen der „arkadischen Gesellschaft Philandria“ gestiftet hatte. Daß Buri auf Verdächtigung seines Jugendfreundes Schweitzer, der ihm von dieser Gesellschaft rühmend berichtet hatte, „seiner Laster wegen“ die Aufnahme ablehnte, verschmerzte er leicht, da er die Hohlheit dieses Tugendschwindels bald durchschaute. Der Vater gestattete ihm jetzt Ausflüge in die nächste Umgebung und freute sich, wenn er landschaftliche Zeichnungen davon mitbrachte, obgleich sie auf schlechtes Papier unschicklich gehäuft und nicht vollständig aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geführt waren: er schnitt die Blätter auseinander, ließ sie einzeln aufziehen und nötigte ihn jedes zu einem Ganzen abzurunden. Mit den schönsten Hoffnungen sah er, wie Wolfgang sich die mannigfachsten Kenntnisse zu verschaffen suchte, woneben er freilich die juristische Vorbildung nicht vernachlässigen durfte; gern gestattete er ihm auch seine dichterischen Versuche, die jetzt sich schon zum Drama verstiegen hatten. Auch von heiterem Lebensgenuß im Kreise seiner Kameraden und in Gesellschaft heiterer Mädchen hielt er ihn nicht ab; freilich, daß er mit einer Schauspielerin verkehrte, die er zur Oberrichterin seines neuen biblischen Dramas machte, ahnte er nicht, noch weniger, daß er sich auf der Hochschule statt der Juristerei den schönen Wissenschaften widmen wollte. Deshalb hätte er gern das aufblühende Göttingen besucht, aber der Vater bestand darauf, daß er, wie er selbst, drei Jahre in Leipzig studieren sollte. Den Sommer 1765 besuchte Wolfgang längere Zeit Wiesbaden, was darauf deutet, daß der Arzt ihm das dortige Bad verordnet hatte. Der Vater befand sich zu derselben Zeit eines Leidens wegen in Langenschwalbach. Sehr freute er sich, daß sein Sohn mehrere Jahre jünger, als er zur Zeit gewesen, Leipzig besuchte und dort zu einem tüchtigen Juristen sich heranbilden werde: seine große Jugend machte ihn ebenso wenig besorgt als sein leidenschaftliches Übersprudeln; Kopf und Herz, hoffte er, würden ihn vor Irrwegen schützen.

In Leipzig brachte ihn Professor Böhme, an den er durch v. Olenschlager empfohlen war, leicht vom Plane des Umsattelns ab, indem er ihm die Schwierigkeiten vorstellte, dem Willen des Vaters entgegenzuhandeln. Dieser hatte ihm befohlen, ihm monatlich zu schreiben, und einen Briefwechsel mit der Schwester, nicht mit der Mutter gestattet; er selbst wollte ihn von allem Nötigen unterrichten und brieflich sein Leben regeln, auch ihm manche Aufgabe stellen, deren Lösung seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bildung fördern werde. Auf die mancherlei Sorgen, die ihm bald der Leipziger Student machte, gehen wir nicht ein. Seine wechselnde Laune, manches Sonderbare, das er aus den Briefen an die Schwester abnahm, sein zeitweiliges Schweigen, einzelnes Tolle, das andere von ihm berichteten, hätten ihn stutzig machen können, aber sein unerschütterliches Vertrauen auf des Sohnes gute Natur verscheuchte immer wieder alle Bedenken: im Geiste schaute er ihn schon als tüchtigen Juristen, als würdigen Teilnehmer am Frankfurter Stadtregiment, wohl gar als Nachfolger seines Großvaters. Aber nach drei Jahren mußte er ihn, durch ein ungeordnetes Leben geschwächt, kaum genesen von einem schweren Blutsturze, selbst an seiner Herstellung fast verzweifelnd wiedersehen. Mutter und Schwester widmeten ihm die besorgteste Liebe. Der Bericht in „Wahrheit und Dichtung", daß der Vater alle Vergnügungen der Schwester verwehrt habe, diese deshalb auf das bitterste gegen ihn verstimmt, ja verhärtet gewesen, erweist sich als unwahr. Ergab sich auch, daß Wolfgangs Lunge nicht angegriffen sei, so litt er doch fortwährend. Eine beim Radieren begangene Unvorsichtigkeit rief die bedenklichsten Anfälle hervor. Ein Rückfall hatte ihn so geschwächt, daß er sich äußerst schonen mußte. Der Vater geriet in halbe Verzweiflung, in der er zuweilen seinen Unmut nicht zurückhalten konnte. Wolfgang bezwang sich nicht immer den stillen und lauten Vorwürfen gegenüber. Seine Beschäftigung mit der Alchymie schien dem Vater eine unsinnige Zeitvergeudung, sein Verkehr mit den Herrnhutern ekelte ihn; sein Dichten bedauerte er, weil es ihn von seinem eigentlichen Zweck abführe; er sollte nicht so liederlich mit seinen großen Gaben wirtschaften. Im Herbste 1769 gestattete er ihm zu seiner Erholung eine Reise nach Worms mit dem Legationsrat Moritz, und er konnte es nicht hindern, daß er auf dieser auch der Herrnhuterversammlung in Marienborn beiwohnte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Verhältnisse der Friedberger Verwandten waren zurückgegangen. Der Schreiner und Wirt Johann Christian mußte die Stelle eines städtischen Visierers (Eichers) annehmen. Sein Sohn, der Großuhrmacher, verlor kurz vor dem Ende des Jahres 1767 seine Gattin, führte aber schon am 11. April 1768 eine Schuhmacherstochter aus Friedberg heim. Er hielt sich in Frankfurt bis zu seinem am 11. März 1788 erfolgten Tod. Der Vater war schon am 11. Mai 1768 gestorben. Nach dem Ableben seiner Frau am 17. Januar 1770 brach der Konkurs über das Vermögen der Eltern aus. Das Haus „Zum Ritter" wurde öffentlich versteigert. Der Rat Goethe mag damals Konkursverwalter gewesen sein, wie er es sieben Jahre später bei einem Konkurse des Ansteigerers war, von dem er einen Teil des dortigen Anwesens gekauft hatte.

Des Vaters Segen begleitete den Sohn am 31. März 1770 nach Straßburg. Seine ersten Meldungen von dort entsprachen den Wünschen des Vaters, so daß dieser völlig beruhigt war. Wir wissen, daß der kaiserliche Rat im Mai zwei Stunden lang mit dem Legationsrat Moritz die Senckenbergische ärztliche Stiftung in allen Teilen genau besichtigte, er im Sommer einen Ausflug nach Mannheim machte, auf welchem er unter andern auch den Leibarzt Dr. Medicus besuchte. Zu seiner Freude berichtete Wolfgang im September, daß er die zur Promotion nötigen Prüfungen bestanden habe, so daß der Vater die Promotion im Winter, spätestens im Frühling erwarten durfte. Aber statt seine Doktordissertation zu schreiben, trieb er medizinische Studien, widmete einen großen Teil seiner Zeit, neben anderen Freunden, unter denen Weyland, dessen Vater Bürger und einige Jahre Arzt in Frankfurt gewesen und der selbst dort als Arzt auftreten wollte, dem kranken Herder und verliebte sich leichtsinnig in Friederiken, obgleich er bei ruhiger Betrachtung sich sagen mußte, der Vater werde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nie in die Ehe mit einer fremden Landpfarrerstochter einwilligen. Die Briefe, welche damals von Frankfurt nach Straßburg gingen, kennen wir nicht. Freilich entschloß Wolfgang sich zur Entsagung, da er die Heirat wider des Vaters Willen ebenso wenig ausführen konnte wie in Leipzig das Umsatteln, aber des Vaters Hoffnung, daß der als Licentiat heimgekehrte Wolfgang in seiner Vaterstadt sich der Advokatur mit voller Seele unter seiner eigenen thätigen Beihilfe widmen werde, ging nicht in Erfüllung. Ja Frankfurt, wo er nach dem Wunsche des Vaters zum höchsten Ansehen gelangen sollte, war ihm ein Loch, die Juristerei zuwider; statt dem Justinian zu huldigen, feiert er zum Entsetzen des Vaters in dessen Hause den Geburtstag Shakespeares, dessen Schauspiele der kaiserliche Rat nicht weniger verabscheut haben wird, wie es der preußische Heldenkönig Friedrich II. that, ja einige Wochen verwendet er ausschließlich auf die Dramatisierung der Lebensbeschreibung eines deutschen Raubritters, von der er mehrere Abschriften in der Wohnstube anfertigen läßt, und das ehrenvolle Anerbieten der Straßburger Fakultät, ihn zum Doktor zu promovieren, schlägt er rund ab. Lebhaften Anteil nimmt er an der vom Geiste der frischen Gegenwart belebten Frankfurter „Gelehrten Anzeigen", eilt ein paar Mal nach Darmstadt, wo er sich mit Merck verbindet; dieser kommt auch nach Frankfurt, wo er freilich als ein verständiger, weltgewandter Mann auch vom gastfreien Vater freundlich, von Mutter und Schwester herzlich aufgenommen wird. Statt der römischen und deutschen Rechtsquellen ziehen den jungen Advokaten der athenische Prozeß des Sokrates und die altgriechischen Dichter an, die seine Seele dithyrambisch begeistern. Freilich fügt er sich dem Wunsche des Vaters, ein halb Jahr als Praktikant nach Wetzlar an das Reichskammergericht zu gehen, aber auch hier lebt er in den griechischen Dichtern, in der schönen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Natur, einem studentischen Treiben und der Liebe zu der schon versagten Lotte, die ihn wieder einen schweren Seelenkampf kostet. Aber obgleich er dort den Juristen an den Nagel gehangen hatte, nimmt der Vater den auf einem Umwege mit Merck, dessen Frau und Knaben nach Frankfurt Zurückkehrenden mit aller Freundlichkeit auf und bewirtet die Darmstädter Gäste mehrere Tage, und auch Kestner, der Verlobte Lottens, den der Advokat J. G. Schlosser, der Liebhaber von Goethes Schwester, einführt, ist hier willkommen, ja man wünscht, Lotten selbst zu sehen. Der ernste Vater mußte freilich über die tolle Liebe zur Braut eines Freundes, die noch immer Wolfgang beunruhigte, den Kopf schütteln. Gleich darauf treibt dieser wieder Allotria, während Schlosser, redlich auf die Gründung seines häuslichen Glücks bedacht, um die Hand der Schwester bittet. Nach so vielen Enttäuschungen, die Wolfgang dem Vater bereitet, war es diesem eine Wohlthat, endlich einmal einen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, die Versorgung seiner väterlich geliebten, keineswegs, wie es „Wahrheit und Dichtung" darstellt, von ihm gedrückten Tochter. Am späten Abend des 8. Oktober schreibt Goethe an Kestner: „Unsere beiden Verliebten sind auf dem Gipfel der Glückseligkeit, der Vater ist unter höchst billigen Bedingungen zufrieden." Cornelia sollte als Aussteuer 1350 und jährlich die vierprozentigen Zinsen von 10000 Gulden erhalten. Schlossers Anstellung in Karlsruhe stand in sicherer Aussicht; gleich nach dieser sollte die Heirat erfolgen.

Nach wie vor trieb der Bruder die Praxis als Nebensache. Wie scharf sich innerlich der Gegensatz zwischen Sohn und Vater zugespitzt, zeigt eine Äußerung Wolfgangs an Kestner über einen Brief des Vaters, den er in Friedberg erhielt, wo er einiges Geschäftliche zu besorgen hatte. An Kestner, den er eben in Wetzlar besucht hatte, nicht ohne sich wieder an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lotten berauscht zu haben, schrieb er: „Lieber Gott, wenn ich alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß, da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto reiner er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist, er wird immer irdischer und kleiner." Es fiel ihm auf, daß sein Vater mit solcher Wichtigkeit um Geschäftssachen und kleinliche Dinge anderer sich kümmere, während ihm selbst die Advokatur zuwider, das Herz so voll war von glühender Liebe zu Lotten. Dabei war er tief in die Begeisterung für die gotische Baukunst, die er als deutsche pries, und in die Bewunderung des Meisters des Straßburger Münsters versunken. Um diese Zeit ließ er den Bogen „Von deutscher Baukunst" auf seine Kosten drucken, worin er den alten Erwin v. Steinbach in Hamanns mystisch verhüllender Weise feierte. Dem Vater, der nur höchst selten eines bildlichen Ausdrucks sich bediente, mußten die Absicht und der Ton gleich widerwärtig sein. Doch auch dies ließ er ruhig seinen Weg gehen, wenn er anders etwas davon erfuhr. Ärgerlich war es ihm, daß Wolfgang gleich darauf wieder ausriß, um mit Merck einige Tage nach Mannheim der Antiken wegen zu gehen. Aber da dieser durch Geschäfte in Darmstadt zurückgehalten wurde, blieb er in Darmstadt länger. Die Lust zu zeichnen hatte ihn so leidenschaftlich ergriffen, daß er dort wochenlang sich darein versenkte. Und auch als er endlich nach Hause zurückgekehrt ist, lebt er meist in seinen Ideen und Träumen, ja der Advokat nimmt zweimal die Maske eines Geistlichen vor, um Duldung zu lehren und ein paar biblische Streitfragen auf eigentümliche Weise zu lösen. Am 5. Februar 1773 kam Merck auf eine Woche nach Frankfurt; er war dem Herrn Rat ein angenehmer Besuch, wogegen ihm die wilden Frankfurter Genossen, die sich an den Genius hingen, anwiderten. Merck brachte Wolfgang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abdrücke seines „Briefes des Pastors“ und nahm die Handschrift des „Briefes eines Landgeistlichen“ zum Drucke mit; denn er besaß eine kleine Druckerei im Dorfe Arheilgen. Wichtiger war es, daß er ihn damals bestimmte, endlich die längst beabsichtigte Umarbeitung des Entwurfes zum „Götz“ vorzunehmen und sich über den Druck desselben mit ihm verabredete. Daß nun der Advokat gar von aller Gesellschaft, selbst zu Fastnacht, sich zurückzog und den „Götz“ umdichtete, schien dem Vater Wahnsinn, aber auch jetzt schlug er keinen Lärm. Und gleich nach der Vollendung des „Götz“ wurde Wolfgang tief bewegt durch die endlich erfolgte Heirat Lottens, Herders Abfall von ihm und Merck und die drohende lange Abwesenheit dieses seines besten Freundes, der die Landgräfin nach Berlin und wohl weiter begleitete. Der Rat bemerkte dessen Beklommenheit, die ihn auch bei Tische, wo er gerne Unterhaltung hatte, seine gewohnte Munterkeit vermissen ließ. Es ist eine ganz unrichtige Ansicht, die man nach Falk sich gebildet, daß der Vater von dem dichterischen Schaffen seines Sohnes nichts gewußt, er sah diesen deutlich vor sich, wie er seine Zeit, statt auf sein Fach und Geschäft zu verwenden, an wildfremde Dinge vergeudete. Es heißt nichts, wenn Falk sagt: „Junge Autormanuskripte wurden in angebliche Akten und manche kleine Einladung zu einem unschuldigen Gartenpicknick mit jungen lustigen Leuten seines Schlages, wenn der Vater danach fragte, [von der Mutter] in ein Handbillet von dem oder jenem Klienten verwandelt.“ Der Vater sah es mit eigenen Augen, wie Wolfgang sich mehrere Wochen ganz zurückzog, um den „Götz“ zu entwerfen, dann um ihn umzuarbeiten, wie Seidel Abschriften davon in seiner Wohnstube machte; er erlebte es, daß Wolfgang wochenlang in Darmstadt hängen blieb und seine Advokatur Advokatur sein ließ, ihm konnte so vieles andere, was wir angeführt haben und noch erwähnen werden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht entgehen, aber er ertrug es, weil er es nicht ändern konnte und immer dachte, Wolfgang werde endlich doch Liebe zu seinem Fache fühlen.

Auch der ungeheure Beifall, den sein „Götz“ fand, konnte den Vater, der einen tüchtigen Juristen aus Wolfgang machen wollte, nicht trösten, ja er mußte fürchten, daß dieser ihm noch mehr die Advokatur verleiden werde. Aber der Herbstbesuch des dänischen Gesandtschaftssekretärs Schönborn, eines recht verständigen und gemütlichen Mannes, der seinen Wolfgang so hoch schätzte, erfreute ihn; die Eltern schlossen mit ihm herzliche Freundschaft. Mitte Oktober kam der endlich als Regierungsrat angestellte Schlosser, um seine Braut abzuholen. Die Weinlese ward jetzt lustiger als je begangen, wenn auch die drohende Trennung dem Bruder das Herz schwer machte. Den 1. November wurde die Hochzeit gefeiert; der Dichter war zu bewegt, als daß er eine dichterische Gabe dazu hätte bieten können. Die zwischen dieser und der Abreise am 14. liegenden Tage waren durch mancherlei Besuche und Geschäfte äußerst unruhig. Der Bruder und die Eltern fühlten sich nach der Trennung sehr vereinsamt. Wie schwer die Advokatur auf ihm lastete, obgleich sie ihm wenig Zeit kostete, verrät uns ein am 15. September ihm entfahrenes Geständnis an Kestner: „Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadtzivilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lass' es geschehen. So lang meine Kraft [es auszuhalten] noch in mir ist! Ein Riß und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei.“ Das war ein für beide Teile peinigender Zustand, mochte auch Wolfgang seinen Mißmut möglichst verbergen.

Kurz vor dem Ende des Jahres 1773 wurde Vater und Sohn durch die noch nicht erwartete Rückkunft Mercks von der Petersburger Reise sehr angenehm überrascht. Wolfgang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatte lange nach ihm geschmachtet. Er traf zuerst den Vater allein, den seine mannigfachen lebendigen Erzählungen äußerst anzogen. Mitte Januar 1774 traf die älteste Tochter der Frau v. Laroche mit dem ihr eben angetrauten Gatten, dem Kaufmann Brentano, von der Mutter begleitet, in Frankfurt ein. Aber der von der Vermehrung der Gesellschaft durch die junge reizende Frau erwartete Genuß wurde Wolfgang schon vor dem Ende der ersten Woche durch die Eifersucht des Gatten vergällt, der ihn so schwer beleidigte, daß er schwur, nie mehr die Schwelle seines Hauses zu betreten, bis er selbst ihn darum bitte. Das Unglück der jungen Frau ergriff ihn entsetzlich und machte ihn zu einem schlechten Gesellschafter und Geschäftsmann, es drängte ihn zur Dichtung der lange ihm vorschwebenden „Leiden des jungen Werthers". Wiederum entzog er sich aller Gesellschaft und schrieb in fünf Wochen mit kurzer Unterbrechung den bald alle Welt hinreißenden Roman. Wie oft mag der gute Vater, der noch immer an eine glänzende Advokatur des Sohnes glaubte, den Kopf geschüttelt haben! Und kaum war der Dichter von seinem „Werther" entbunden, für den er zu seinem Verdruß nicht gleich einen zum Drucke bereiten Verleger fand, als seine Farce „Götter, Helden und Wieland" großen Lärm machte. Daß diese namenlose, von verwegenem Humor eingegebene Verspottung von Wielands ganz unbesonnenem Selbstlobe seiner Schöpfungen den Griechen gegenüber von Goethe sei, war ein offenbares Geheimnis. Den Vater verdroß dieser unkluge Angriff eines so hoch angesehenen Schriftstellers, zu dessen Veröffentlichung er sich durch Lenz hatte verleiten lassen, der nicht geruht hatte, bis er ihm die Erlaubnis gegeben, ihn drucken zu lassen.

Wolfgang war indessen mit Lavater in Verbindung gekommen, der ihm meldete, nächstens werde er ein rheinisches

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bad besuchen, und er hoffe ihn in Frankfurt zu treffen. Daraufhin lud er ihn im Namen der Eltern ein, in seinem väterlichen Hause abzusteigen. Der Vater befreundete sich persönlich innig mit dem milden, reinen, rastlos zum allgemeinen Besten wirkenden, wie ein Heiliger von vielen verehrten Manne, und wie unangenehm es ihm auch war, den Sohn von Frankfurt zu entlassen, gern gestattete er nicht allein, daß er im eigenen Wagen ihn nach Ems begleitete, um allein am anderen Tage zurückzukehren, wie sonderbar es freilich aussah, sondern auch daß er im Juli nach Ems ging, um dessen Umgang längere Zeit zu genießen. Als Lavater noch vor Wolfgangs Rückkehr wieder durch Frankfurt kam, trat er Goethes Eltern noch näher. Von Zürich aus sprach dieser für die genossene Bewirtung seine vollste Erkenntlichkeit Goethes Eltern aus. Der Vater erwiderte in einem längeren höchst liebenswürdigen Briefe. „Ich danke Ihnen herzlich für das Viertelstündchen", schrieb er. „Das ganze Blättchen hatte auf mich, auf uns alle eine trostvolle Wirkung. Zufrieden mit unserer Bewirtung. Treuester Freund, wer genügsam ist, dem ist das wenige alles, und wie hätten wir einen edleren Gast aufnehmen können als den, der so leicht zu befriedigen war. . . . Uns werden Sie, bewährter Freund, immerhin liebenswürdig, schätzbar und unvergeßlich bleiben. Zweifeln Sie nicht an unserer Teilnahme der von Gott Ihnen zu gewährenden Glückseligkeit und nehmen den gebührenden Dank für die beiden ehrlichen Biedermänner [wir wissen nicht, welche Freunde Lavater an Goethes Haus empfohlen hatte] von dem gütigst an, der sich gehorsamst als Freund und Diener unterzeichnet." Und Lavater blieb der geehrteste Freund des Goetheschen Hauses.

Wolfgang kehrte neu begeistert durch den glühenden Freundschaftsbund, den er mit Fritz Jacobi geschlossen, nach Frankfurt zurück. Aber der titanische Schaffungsdrang, der ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jetzt beseelte, konnte dem Vater, der eher eine Beruhigung durch Lavaters zartes Wesen erwartet hatte, nur unbehaglich sein; der Dichter des „Ewigen Juden“ und des „Faust“ paßte sehr schlecht zu der juristischen Kanzlei, in welcher der kaiserliche Rat und ein gewandter Advokatenschreiber die Hauptsache leisten mußten. Auch daß nun das bürgerliche Trauerspiel „Clavigo“ erschienen war, und zwar unter dem Namen des Dichters, den alle bisher gedruckten Geisteswerke Wolfgangs verschwiegen, gereichte dem Vater nicht zur Freude, wenn es ihm auch lieb sein mochte, daß dieser jetzt einen bezahlenden Verleger gefunden. Glücklicherweise ahnte er nicht, daß sein Sohn einen noch in Spanien lebenden bedeutenden Schriftsteller sich selbst hatte töten lassen; wenig hätte es ihn gekümmert, wenn er erfahren, daß der Neid im „Clavigo“ schon einen Nachlaß von Wolfgangs Dichterkraft witterte. Mit banger Erwartung sah der Dichter dem zur Leipziger Herbstmesse erwarteten Erscheinen „Werthers“ entgegen, da er fürchten mußte, Kestner und Lotte würden, da sie im ersten Buche des Romans vorschwebten, sich verletzt finden. Wie schmerzlich bewegt, wahrhaft unglücklich fühlte er sich, als das mit unsäglichem Beifall aufgenommene Büchlein ihnen ein Stein des Anstoßes wurde! Die Unruhe, in die er darüber geriet, machte ihn zu einem schlechten Tischgenossen des Vaters, dem dazu die Schöngeisterei je länger, je weniger gefiel, auch die im „Werther“ herrschende Gefühlsschwärmerei zum Ekel war. Dagegen schmeichelte es ihm, daß Klopstock, der als großer Dichter allgemein bewundert war, wie wenig er selbst auch dessen reimlose und deshalb ungereimte Gedichte lesen konnte, die in seinem Namen gemachte Einladung in sein Haus annahm. Er freute sich, in ihm einen feinen, wundervoll schön und gewählt sprechenden, Achtung gebietenden Mann zu finden. Freilich war es ihm nicht recht, daß dieser seinen Sohn vergebens hatte nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedberg fahren lassen und ihm bei seiner Abreise auf einige Tage seinen Wolfgang entführte, der ihn bis Mannheim begleiten mußte. Doch auch wenn Wolfgang zu Frankfurt sich befand, war wenig mit ihm anzufangen, da es immer in ihm gährte, stürmte und wogte. Stand er ja nach seinen großen dichterischen Erfolgen noch immer in Zweifel, ob er nicht zum Maler bestimmt sei. Am 19. November fing er bei dem Maler Nothnagel an in Öl zu malen „mit Beugung, Andacht und Hoffnung", da das Schicksal seines Lebens an diesem Augenblicke hänge, wo es sich entscheiden solle, ob sein Genius ihn zum Maler bestimme. Einen der überraschendsten Besuche empfing Wolfgang am Abend des 11. Dezember von dem Hauptmann v. Knebel, dem Erzieher des jungen Weimarischen Prinzen; er führte ihn zu den beiden eben nach Frankfurt gekommenen Prinzen, die seine Bekanntschaft wünschten. Sie luden den Dichter des „Götz" und „Werther" ein, sie in Mainz zu besuchen. Knebel erbat sich Urlaub, um einen Tag noch bei Goethe zu bleiben, mit dem er dann am folgenden bei ihnen in Mainz eintreffen werde. Den Eltern gefiel der schöne, wohlmeinende, fein gebildete Mann gar sehr. Aber ungern sah es der dem Hofwesen nicht gewogene Vater, daß Wolfgang den Prinzen nach Mainz folgte. Als dieser voll von der genossenen Gnade zurückkehrte, konnte er in seinem stolzen reichsstädtischen Selbstbewußtsein ihn nicht dringlich genug in Ernst und Scherz von der Verbindung mit Höfen abmahnen: das war ein Gebiet, auf dem seine Laune unerschöpflich sich zeigte.

Das Jahr 1775 sollte eines der verworrensten und unruhigsten von allen werden, welche Wolfgang und die um ihn besorgten Eltern erlebten. Wir gehen auf das Einzelne dieses mit der Reise nach Weimar endenden Dramas nicht näher ein. Die Lililiebe, die durch die Verwandten der Braut ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so verleidet wurde, daß er von Frankfurt floh, dann nach einem Hangen und Bangen von anderthalb Monaten in einer Weise gelöst wurde, die Wolfgang zur Fabel der Stadt machte, und das unverantwortliche stillschweigende Ausbleiben des Weimarischen Kavaliers ärgerte den auf die Ehre seines Hauses haltenden Vater, der sonst so manches in diesem Jahre überstanden hatte und dazu leidend war, ganz gewaltig: um dem Sohne und sich den Schimpf zu ersparen, drängte er selbst Wolfgang zur Reise nach Italien, und es war ihm gar nicht recht, daß die endliche Ankunft des Kavaliers, der so rücksichtslos geschwiegen hatte, diese durchkreuzte, er diesen von Heidelberg zurückkehren und die Reise zum Besuche des kleinen thüringischen Hofes antreten sehen mußte. Als er dort über die festgesetzte Zeit blieb, sich endlich entschied, in die Dienste des Herzogs zu treten, der sich nicht von ihm trennen konnte, ihm innigstes Vertrauen bewies und einen Wirkungskreis anbot, wie er im langsamen Gange der von Parteien zerrissenen Vaterstadt ihn nicht finden konnte, als er die Bastseile zerriß, die ihn so lange an des Vaters Haus und Kanzlei gefesselt: da sah der kaiserliche Rat das ganze Gebäude seiner so schön geträumten Zukunft zerstört, fühlte sich vereinsamt, um sein Glück betrogen, abgestorben für die Welt, wie ein Gespenst, das sein trauriges Geschick an der einst so hoffnungsvollen Stätte betrauert.

Mit starrer Hartnäckigkeit verweigerte er seine Einwilligung zu einem dummen Streiche, wie ihm dieser Schritt schien, der ihm sein eigenes Lebensglück zerstörte. Entschieden lehnte er es ab, einen Kreuzer zu seiner Weimarer Einrichtung zu geben, mochte man ihm auch vorstellen, der Sohn habe ein Recht auf eine gleiche Aussteuer wie die, welche die Schwester erhalten. Derjenige, der ihm den Sohn geraubt, sollte auch für seine Erhaltung sorgen. Anfangs wurden wöchentlich Briefe mit dem Vater

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewechselt, später herrschen die Briefe an die Mutter und die vertraute Freundin Johanna Fahlmer vor. Doch der Groll konnte nicht ewig dauern; die Frauen und der treue Hausfreund Merck wirkten beruhigend, aber sie konnten die Wirkung nicht hemmen, die der tiefe Kummer nach dem vierzehnjährigen Hangen und Bangen auch körperlich auf den Vater ausgeübt. Als der Herzog durch denselben Kavalier, der Wolfgang von Frankfurt abgeholt, am 16. Mai 1776 die Eltern im Namen des Herzogs um die Erlaubnis bat, seinen Sohn unter Beibehaltung der Freiheit, Urlaub zu nehmen und, wenn er wolle, seine Dienste zu verlassen (Goethe hatte mit Rücksicht auf des Vaters Widerwillen gegen jede Hofanstellung diesen Zusatz verlangt), mit einem Gehalt von zwölfhundert Thaler als geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil in seine Dienste zu ziehen, vermochte er nicht länger zu widerstehen. Jetzt war es ihm auch möglich, dem befreundeten Gesandtschaftssekretär Schönborn in Algier zu schreiben, was sich mit diesem „singularen Menschen" begeben. „Da [im geheimen Conseil] sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch wegen dessen itzigen Amtsgeschäftes in dieser Korrespondenz ablösen und vertreten." Wegen der Kleinheit seiner letzten beigelegten Schriften nennt er ihn launig einen andern Colomesius. Er unterläßt nicht hervorzuheben, Weimar werde in kurzem der Sammelplatz vieler schöner Geister sein, von denen er Herder, den einen Grafen von Stolberg und Lenz nennt, die er alle, freilich ohne von ihnen angezogen zu werden, schon in seinem Hause gesehen, zum Teil bewirtet hatte. Besonders aber freut es ihn, daß „der Doktor" jetzt mit Wieland ausgesöhnt sei und auf dem freundschaftlichsten Fuße stehe. „Und das geht von Herzen." Auch über seinen Schwiegersohn Schlosser erklärt er sich vertraulich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er könne mit Druckschriften nicht fertig werden. Die schwarzen Männer mit weißen Krägen hätten gegen den zweiten Teil seines „Landkatechismus“ den weltlichen Arm zur Konfiskation gereizt. Merck unterließ nicht herüber zu kommen, durch sein frisches Wesen und seine herzliche Teilnahme Vater und Mutter zu laben. Alle Nachrichten von Weimar freuten den guten Alten, wenn auch der Wurm, daß er ohne den Sohn und sein Zusammenwirken mit ihm sein schönes Haus bewohnen mußte, ihm am Herzen nagte. Da traf ihn im Juni 1777 die jähe Trauerbotschaft von dem Tode der einzigen Tochter. Die Gattin schrieb an Lavater: „Dem kranken Manne mußte ich der Trauerbote sein von der Tochter, die er über alles liebte.“ Wolfgang bat die Mutter: „Sorgen Sie für des Vaters Gesundheit. Wir sind nur einmal so zusammen.“ Wie tief ihn auch dieser Schlag traf, mit der ihm mit seinem Sohne gemeinsamen, wenn auch bei seinem Mangel an lebendig eingreifender Thätigkeit weniger rasch wirkenden Fassung stellte er sich wieder äußerlich her. Merck sah ihn auf einem Gemälde von Kraus, das den Weimarer Park nebst dem Gartenhause des Sohnes darstellte, als lebhaften Cicerone mit einem Stäbchen alle einzelnen Punkte benennen. Aber er hielt sich mit Gewalt aufrecht, was ihn innerlich angriff, seine Kraft aufzehrte, wenn er auch noch seiner gewohnten Thätigkeit sich hingab. Er fühlte sich körperlich leidend, so daß er den Rat des Arztes in Anspruch nahm, während er früher launig mit Sterne Dr. Diet, Dr. Quiet und Dr. Merry Man für die besten Ärzte erklärt hatte. Jetzt war sein Arzt ein Vetter der Gattin seines Vaters, Dr. Pettmann. Er war so empfindlich, daß das harte Zuschlagen einer Stubenthüre ihn erschreckte. Am 10. Oktober schrieb Goethes Mutter an den vertrauten Diener ihres Sohnes: „Der Herr Rat ist immer noch nicht recht wohl; wir brauchen Medizin, laufen spazieren u. s. w.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Jahre kommen freilich, von denen es heißt: Sie gefallen mir nicht." Als im Dezember bei Wielands und Mercks Anwesenheit ein festliches Leben im Hause herrschte, das Wieland als casa santa pries, und die auch dem kaiserlichen Rate willkommenen Samstagsmädel seiner Frau das lustige Treiben belebten, war er stiller und anteilloser geworden, wenn er auch zuweilen äußerte: „Das ist schön!" „Das ist gar schön!" Im Sommer 1778 hatte sein Haus die Ehre längerer Besuche der Herzogin Mutter Amalia, aber er war schon schwächer geworden und sehr leidend. Als Goethe im August 1779 der Mutter seinen und des Herzogs Aufenthalt in seinem väterlichen Hause ankündigte, wünscht er, daß die Eltern feine und offene Herzen hätten, um dabei Gott zu danken, daß sie ihren Sohn in solcher Weise, zum höchsten bürgerlichen Range erhoben, als vertrauten Freund des Herzogs wiedersähen, aber er muß bedauern, daß „Gott nicht gewollt, der Vater solle die so sehnlich gewünschten, jetzt reifen Früchte genießen, er habe ihm den Appetit verdorben". Welch ein bitteres, aber schönes, den Wert seiner väterlichen Sorgen anerkennendes Wort! Die Mutter fürchtete, der Greis werde die Freude nicht überleben, aber er hielt sich tapfer, wenn auch die Freude ihn angriff und er sie nicht voll genießen konnte. Er war ein gebrochener Mann. War er schon früher sparsam, aber doch gastfrei und bereit gewesen, für wahren Genuß, besonders für Kunstgegenstände und Bücher, auch das Geld nicht zu schonen, das Alter hatte ihn peinlicher und karger gemacht, es war nicht mehr der kräftige Mann, den der Sohn vor vier Jahren verlassen hatte, wenn er auch schon damals von Zeit zu Zeit litt. Im Januar 1780 weilten der Herzog mit Goethe und Merck wieder im elterlichen Hause; er mag in diesem Winter noch peinlicher und grämlicher geworden sein. Wenn der dreißig Jahre jüngere Merck ihn damals Frankfurter Land-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wein statt des feurigen Rheinweins trinken sah, so mögen dabei Gesundheitsrücksichten, nicht Kargheit zugrunde gelegen haben; auch sein Sohn mußte sich im höhern Alter oft dieses überstarken Weines enthalten. War er damals wirklich geldkarg und freute sich, daß er nicht, wie der Herzog, viel Geld für Gemälde zahlen müsse, so begleitet der Geiz oft die Schwäche des Alters. Als die Herzogin-Mutter im Herbst wieder zwölf Tage sich in Frankfurt aufhielt, war der Vater wirklich krank, doch befand er sich darauf bei der Durchreise des ihm bekannten Weimarischen Kammermusikers Kranz wieder so wohl, daß er am frohen Mahle teilnehmen konnte; er drückte diesem mehrfach die Hände und nahm von ihm den gerührtesten Abschied. Im nächsten Jahre erlitt er einen Schlaganfall, von dem er körperlich sich notdürftig wiederherstellte, aber er blieb geistesschwach. Jetzt überließ er der Gattin die ganze Verwaltung des Hauses und Vermögens; er war meist ruhig, nur die Langeweile machte den an stetige Thätigkeit gewöhnten Mann unzufrieden, ja unleidlich, so daß seine Gattin manches zu seiner Unterhaltung anstellte: so ließ sie die Zimmer erneuern, worüber er kindische, recht dankbare Freude empfand, was einem Geizhalse unmöglich gewesen wäre. Ein zweiter Schlag beraubte ihn aller Bewegung; jetzt war er auch geistesabwesend, bedurfte beständiger Aufsicht, war sich und andern zur Last. Nach längerem Leiden starb er am 25. Mai 1782 ganz unerwartet im zweiundsiebzigsten Jahre. Bestattet wurde er in der Nähe seines Schwiegervaters; die Gattin sollte einst neben ihm ruhen. Der treu und redlich für das Wohl der Seinen besorgte, unablässig thätige, verständige, etwas förmliche und starre, aber ernstwürdige und doch innerlich zarte, dabei freisinnige und echt deutsch gesinnte Mann war durch den Dichterruhm seines reichbegabten Sohnes, der ihm so viele Not gemacht, unglücklich geworden, da dieser Wolfgang Frank-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

furt und seinem Hause entführte, wo er ein behagliches Zusammenleben mit ihm, der zu den höchsten Stufen im Regiment seiner Vaterstadt berufen sei, als Glück seines Alters und Lohn seiner unausgesetzten Bemühungen um ihn erwartet hatte. Aber Wolfgang sollte der Welt angehören, kein großer Frankfurter Jurist und Schultheiß werden, sondern als einer der größten Dichter aller Zeiten dem Geschlechte Goethe den strahlendsten Glanz verleihen. Und dazu hatte der Vater durch seine Führung, die ihm die nötige Freiheit gestattete, das Seine beigetragen; denn ein wirklicher Bruch mit diesem hätte des Dichters freie Entwickelung wesentlich geschädigt, die nur ohne gewaltige äußere Kämpfe gedeihen konnte, wie sie Schiller nicht erspart wurden. Danken wir deshalb auch dem Rate Goethe, der ein tüchtiger, selbstbewußter, treu strebender deutscher Mann war, wenn er auch nicht die Geschmiegigkeit seines Vaters besaß; sein Ernst, seine Würde, seine Ausdauer und Rechtlichkeit finden wir im Sohne wieder, gegen den er trotz des ihm eigenen starren Bestehens auf seinem Willen sich so nachgiebig erwies, daß er dem freien Drange der Natur nicht hemmend entgegentrat, obgleich er selbst darunter litt. Auch der Sohn bedauerte es, daß der Kummer, den er dem Vater durch sein Bleiben in Weimar bereitet, das Glück seines Alters zerstörte und ihn die reifen Früchte seiner liebevollen Leitung nicht genießen ließ, was seiner Gattin, die ihn noch sechsundzwanzig Jahre überlebte, in so herrlicher Weise wie wenigen Müttern beschieden war. Lavater bezeichnete den Rat Goethe, als er sein „ziemlich ähnliches Bild in den ‚Physiognomischen Fragmenten‘ brachte, als einen vortrefflichen, geschickreichen, alles wohl ordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vater des großen Mannes“. Möge sein Andenken in Ehren bleiben!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf